

Im Rahmen der Reihe

WISSENSCHAFT IM GESPRÄCH

lädt das Bruno Kreisky Forum für internationalen Dialog zu

EUROPÄISCHE UNIVERSITÄTEN – GLOBALE HERAUSFORDERUNGEN

Wie lassen sich forschungs- und lehrfreundliche Strukturen schaffen?

Helga Nowotny im Gespräch mit **Wilhelm Krull** (VolkswagenStiftung)

Dienstag | 22. Mai 2007 | 19.00 h

Wilhelm Krull

geb. 1952, ist Generalsekretär der in Hannover ansässigen VolkswagenStiftung. Er ist Mitglied zahlreicher Aufsichts- und Beratungsgremien in Wissenschaft und Wirtschaft. Derzeit führt er u. a. den Vorsitz im Stiftungsrat der Georg-August-Universität Göttingen und im Universitätsrat der Universität Konstanz.

Helga Nowotny

ist Vizepräsidentin des European Research Council, das die Grundlagenforschung in der EU fördert. Bis zu ihrer Emeritierung war sie Professorin für Wissenschaftsforschung an der ETH Zürich und Leiterin des Collegium Helveticum. Seit 2005 lebt sie wieder in Wien. Sie ist Vorsitzende des Wissenschaftlichen Beirats der Universität Wien und Fellow am Wissenschaftszentrum Wien. Zahlreiche Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Wissenschaftsforschung und Zeitforschung. Zu ihren letzten Publikationen zählen *Unersättliche Neugier: Innovation in einer fragilen Zukunft* (2005), *Cultures of Technology and the Quest for Innovation* (Hg.) (2006) sowie *The Public Nature of Science under Assault: Politics, Markets, Science and the Law*. (mit D. Pestre, E. Schmidt-Aßmann, H. Schulze-Fielitz, H.H. Trute) (2005). Sie ist Initiatorin der Reihe „Wissenschaft im Gespräch“ des Bruno Kreisky Forums für internationalen Dialog.

„In einer sich rasant verändernden, zunehmend von Globalisierungsprozessen geprägten Welt stehen auch die Universitäten und die europäische Hochschulpolitik vor großen Herausforderungen. Auf dem Weg zu einer zukunftsfähigen, international führenden Wissensgesellschaft sind sowohl in Studium und Lehre als auch in der Forschung inhaltliche und strukturelle Reformschritte unerlässlich. Nicht zuletzt geht es dabei vor allem darum, die Voraussetzungen für die volle Entfaltung einer Kultur der Kreativität zu schaffen.“

GEFÖRDERT AUS MITTELN DER REPUBLIK ÖSTERREICH UND DER STADT WIEN

Max Kothbauer

Meine Damen und Herren, ich darf Sie in diesem Haus begrüßen. Wir sind wirklich froh, dass diese Veranstaltungsreihe ins Leben gerufen ist. Ich muss immer sagen, es ist großartig, was in den letzten Jahren hier im Kreisky Forum alles gewachsen ist. Sie, die Sie schon länger in dieser Serie sind, wissen, das ist eine sehr feine Serie, wo wir entweder mit Wissenschaftlern über sie oder mit Persönlichkeiten auch aus der Wissenschaft über die Wissenschaftler selber sprechen. Mir ist das ein ganz großes Anliegen, dass wir diese vielfältigen Aktivitäten hier im Forum haben. Dass diese Serie eine Art Seminarcharakter hat, hat seine Besonderheiten. Arnold Schmidt macht das mit unglaublich feiner Kenntnis verschiedener Wissenschaften. Und Helga Nowotny muss ich heute rügen. Nie kommt vor in ihrem Lebenslauf, dass sie die Vorsitzende unseres wissenschaftlichen Beirates ist.

Ich bin Vorsitzender des Universitätsrates der Universität Wien. In der letzten Zeit lese ich eine Menge in den Zeitungen, was wir alles gut oder nicht gut machen. Jedenfalls haben wir eine große Reform vor ein paar Jahren in Angriff genommen. Wir haben u.a. auch Göttingen besucht, wo unser Gast heute

Vorsitzender des Stiftungsrates ist. Ihr seid in den Kompetenzen relativ ähnlich wie wir, nämlich relativ weitgehende Kompetenzen. Ich glaube, dass wir horribile dictu mit dieser Reform ein großes Stück weiter gekommen sind. Aber es ist halt wie immer. Es müssen die richtigen Leute kommen, und die eine Schwierigkeit, die ich persönlich immer sehe, ist diese Mischung aus inneruniversitär und außeruniversitär. Das gibt Konflikte. Ich habe nur die Erfahrung gemacht, dass mit dem Beitrag, den Universitätsräte oder Stiftungsräte machen können, wenn sie auch mit Leuten besetzt sind – ich sage das als jemand, der aus der Wirtschaft kommt -, die aus den Universitäten, nicht aus der eigenen Universität, kommen, dass sie dann doch Beiträge leisten können, dass es klarere, vielleicht unabhängigere Diskussionen über die Voraussetzung der Tätigkeit gibt. Wir haben hervorragende Erfahrungen gemacht. Ich muss das über meinen eigenen Rat sagen, aber nicht über meinesgleichen, sondern über die Professorinnen und Professoren, die wir da drinnen haben. Wir sind eine Plattform geworden, die wirklich genutzt wird in universitären Themen, ob das Qualitätssicherung, ob das Bologna, ob das Frauenförderung ist. Wir haben das geschafft.

Noch eine ganz kurze Eigenwerbung für die Universität Wien. Warum machen wir das ganze? Wir wollen ein Ort guter Forschungsbedingungen sein und wir wollen Ort guter Lehrbedingungen sein. Das ist überall enorm mit ökonomischen Fragen vermischt. Aber ich glaube, wir haben bewiesen auch an unserer Universität, dass die Ökonomie Rahmenbedingungen aber nicht Primat hat. Das hängt ein bisschen auch damit zusammen, dass die Forschungsförderungsinstitutionen trotz aller Unkenrufe in Wirklichkeit Enormes leisten und enormes Geld letztlich in das System hineingebucht hat. Ich sage gleich, dass ich ganz froh bin, weil wir haben erst vor zwei, drei Jahren begonnen, die Investitionen an der Universität Wien nach Prioritäten zu reihen. Früher waren das Prozentsätze. Wir können wahrscheinlich Ihnen, die Forscher sind, viel zuhören, was ein Forschungsprofil ist. Tatsache ist, dass wir jetzt versucht haben in unserem neuesten Rektorat mit der Hereinnahme einer sehr kraftvollen Persönlichkeit, des Herrn Prof. Engel, hier die Forschungsdimension im Rektorat neu zu besetzen und einen doch stärkeren Stellenwert zu geben. Wir glauben, dass wir hier in Zusammenarbeit mit den Fonds, aber auch in Zusammenarbeit mit den Beiräten, sei es der gesamtuniversitäre, den Frau Prof. Nowotny leitet, sei es mit den fakultären, Impulse bekommen. Aber wir haben auch dafür gesorgt, und das ist meine Gegenposition, wir müssen uns natürlich auch darum kümmern, dass die Lehre in jenen Fächern funktioniert, die von „Elite orientierten“ Universitäten nicht so sehr geliebt sind. Bei uns verdient jeder Studierende (Wir haben natürlich das Problem des Zugangs. Das kann man als Problem oder als Chance sehen. Sehen wir es als beides.) die Möglichkeit, ein Studium unter ordentlichen, wenn nicht unter sehr guten Bedingungen führen zu können. Das ist schwierig. Daher freue ich mich auch, dass wir an der Universität jetzt eine eigene Vizerektorin haben, die sich um die Studierenden kümmert. Es gibt das Problem, dass wir jetzt zwei Persönlichkeiten haben, die sich um die Lehre engagieren, eine mehr um die Lehrentwicklung und die andere mehr um die Lehrverhältnisse.

Was für uns das Allerwichtigste war, dass die einzelnen Fakultäten zum ersten Mal sich als Fakultät darüber klar werden mussten, was wollen sie eigentlich in Forschung, in Außenwirkung, in Lehre. Wir haben die Erfahrung gemacht, dass das zuerst, auch weil es ein bisschen unter Druck war, ein bisschen mühsam war, aber dass wir jetzt in einer Situation sind, wo die Zielvereinbarungen, die das Rektorat mit den Fakultäten abschließt, schon sehr stark nach diesen selbst konzipierten Plänen erfolgt. Und, das ist auch ganz wichtig für alle jene, die geglaubt haben, es kommt die Ökonomie und übernimmt die Universitäten, wir haben keine ökonomischen Kriterien von vornherein vorgegeben. Die schwierigste, aber auch die wichtigste Aufgabe ist, dass die Fakultäten sich selbst ihre akademischen Kriterien vorgeben, nach denen sie selbst sich beurteilen und sich des Urteils einer externen Evaluierung unterziehen.

Bei Ihnen in Göttingen haben wir zu Beginn unserer Tätigkeit etwas gelernt. Wir haben ein bisschen übernommen und sind schon ein Stück weiter gegangen.

Helga Nowotny

Danke, Max. Du hast durch diese Einführung bereits etwas sehr Konkretes auch dem Kreis hier vorgestellt. Es geht bei dieser Reihe „Wissenschaft im Gespräch“ darum, Wissenschaft als Institution vorzustellen. Dazu gehören natürlich ganz zentral die Universitäten, die ja die Aufgabe haben, die zukünftigen Generationen auszubilden für sehr unterschiedliche Tätigkeits- und Berufsfelder, aber vor allem auch in der Forschung weiter zu kommen. Die Rahmenbedingungen unter denen die Universitäten ihren Aufgaben nachkommen sind immer wieder kritisch zu analysieren. Es geht hier nicht nur um die österreichischen Universitäten, sondern wir werden heute sehr viel auch über Deutschland, aber darüber hinaus über die europäischen Universitäten im globalen Kontext sprechen. Das letzte Mal haben wir mit dieser Reihe begonnen – wir hatten Yehuda Elkana hier -, wo wir dann zum Schluss auch auf die Frage der Curriculareform zu sprechen gekommen sind. Das ist ein Faden, den ich auch heute wieder aufgreifen möchte. Was ist an unseren Curricula schlecht, oder was fehlt, oder was sollten wir da verbessern? Das ist eine Frage, die uns alle beschäftigt.

Das Thema des heutigen Abends im Gespräch mit Wilhelm Krull ist aber eines, das darüber hinaus geht: „Wie lassen sich forschungsfreundliche und lehrfreundliche Strukturen an den europäischen Universitäten schaffen?“ Ich darf kurz meinen Gast vorstellen. Dr. Wilhelm Krull ist Generalsekretär der VolkswagenStiftung seit 1996. Er hat, bevor er diese Tätigkeit übernommen hat, in Oxford unterrichtet, wardann in sehr unterschiedlichen führenden Positionen in Deutschland in der Wissenschaftspolitik tätig. Dies war zunächst der Wissenschaftsrat und anschließend die Generalverwaltung der Max-Planck-Gesellschaft, zwei sehr zentrale Institutionen in Deutschland, doch mit sehr unterschiedliche Perspektiven. Wilhelm Krull ist einer der tiefsten Kenner des deutschen, aber auch des europäischen und darüber hinaus anderer, außereuropäischer Wissenschaftssysteme, den ich kenne. Wir waren zusammen in der so genannten Systemevaluation tätig, eine Kommission, die die Aufgabe hatte, die Max-Planck-Gesellschaft und die DFG in Hinblick auf ihre Stärken und Defizite zu evaluieren. Mein Gast Wilhelm Krull ist Generalsekretär der Volkswagenstiftung und Vorsitzender des Stiftungsrates der Universität Göttingen. Er ist in zahlreichen anderen Funktionen tätig: in der wissenschaftlichen Kommission des Landes Niedersachsen, Kuratorien verschiedener Max-Planck-Institute, Fraunhofer Institut für Systemtechnik und Innovationsforschung in Karlsruhe, Zentrum für Wissenschaftsmanagement in Speyr und vielen anderen. Neben diesen wissenschaftspolitischen Funktionen ist Herr Krull auch der Vorsitzende des Governing Council des European Foundation Centers.

Ein anderer Faden, den ich heute gerne aufgreifen möchte, betrifft die Stiftungen in Europa. Ein entscheidender Unterschied zwischen Europa und den USA ist der, dass Stiftungen dort traditionell eine sehr starke Rolle spielen. Philantropie war gewissermaßen in den USA von Anfang an dabei. Die großen Vermögen, die die Rockefellers und Carnegies und Mellons angehäuft haben, wurden dann für philanthropische Zwecke ausgegeben. Eine Frage, die sich natürlich für Europa immer mehr in dem Ausmaß stellt, in dem die staatlichen Zuwendungen an Universitäten sicher nicht zunehmen werden, und wo Universitäten sicher auch nicht durch Studiengebühren zu finanzieren sind: gibt es solche Möglichkeiten auch hier und sollten wir nicht mit einer Diskussion beginnen, welche stärkere Rolle Stiftungen auch in Europa spielen könnten? Das scheint mir ein wichtiges Thema zu sein.

Wilhelm Krull hat vor kurzem ein Papier geschrieben, indem er auf sechs Megatrends eingeht. Megatrend ist ein großes Wort, das darauf hinweist, dass hier langfristige Veränderungen im Spiel sind. Einige dieser Megatrends, die Du identifizierst, ist die zunehmende Bedeutung der Informations- und Kommunikationstechnologien, die elektronische Vermittlung von Wissen in der Wissensproduktion. Wenn ich hier ganz kurz auf die lokale Situation eingehen kann: an der Universität Wien, gibt es etwa im Bereich der Sozial- und Geisteswissenschaften nicht den Zugang zu elektronischen Fachzeitschriften, die wichtig wären, um hier ähnliche günstige Arbeitsbedingungen, wie sie etwa an vielen anderen Universitäten in den USA bestehen.. Das ist ein Beispiel unter vielen, dass es hier auch um eine Infrastruktur geht, die sich sehr rasch weiter entwickelt und die inzwischen einen ganz zentralen Stellenwert einnimmt: Welchen Zugang hat man zu Fachzeitschriften, zu Daten, zu Simulationsmodellen?

Meine erste Frage an Dich wäre, wie siehst Du diese Situation an den europäischen Universitäten? Sind wir da wirklich gegenüber den USA so sehr im Hintertreffen? Ich höre immer von jüngeren Kollegen, die für vier Monate in die USA gehen, dass sie dort in vier Monaten das machen können, wozu sie hier ein Jahr benötigen. Das kann man natürlich nicht an allen Universitäten in den USA machen, weil es hier eine klare Hierarchie auch in der Qualität und Ausstattung gibt. Aber es ist doch etwas, was uns auch zu denken geben sollte.

Wilhelm Krull

Vielen Dank. Ich könnte jetzt schon vier oder fünf Fäden meiner Vorredner aufnehmen. Aber ich werde durchaus mit dieser Frage ganz konkret beginnen. Ich denke, dass das, was man unter dem Schlagwort Digitalisierung des Wissens versteht, mit Sicherheit ein ganz wesentlicher Entwicklungszug ist, der alle Bereiche der Gesellschaft erfasst, nicht nur die Hochschulen, aber der, obwohl im Wesentlichen ja wissenschafts- und technologiegetrieben, ganz stark auch auf die Hochschulen selbst zurückwirkt. Da ist es in der Tat so, wenn man sich anschaut, in welchem hohem Maße inzwischen Bibliotheksbestände in den USA digitalisiert sind, dann muss man sagen, in Europa sind wir da bei weitem hinterher. Alleine schon, wenn es darum geht, die Buchbestände als solche in eine entsprechende Infrastruktur einzubringen, sind schlicht die entsprechenden Programme gar nicht da. Hinzu kommt dann natürlich der Aspekt, wie kann ich den Zugang zu den elektronischen Zeitschriften verbessern, und damit verknüpft im Grunde auch die Frage der Publikationsstrategien. Das Stichwort im englischsprachigen Bereich lautet "open access". Das ist natürlich eine Frage an alle Forschungsförderer vor allem der öffentlichen Hand, aber durchaus auch der Stiftungen, wenn ich vom Gemeinwohl getrieben etwas produziere und es mit öffentlichen Mitteln oder wie bei Stiftungen mit dem Steuerprivileg zumindestens erleichtert fördere, wie kann es dann sein, dass der Publikationsbereich im Wesentlichen ein privatnütziger ist und wiederum Wissensbestände von der öffentlichen Nutzung ausgeschlossen werden. Hier ist aber eine Revolution im Gange, die sehr stark auch vorangetrieben wird von den öffentlichen Institutionen in den USA, aber auch von europäischen Stiftungen, in Großbritannien etwa dem Wellcome Trust, der sich ja ganz entschieden an die Spitze gestellt hat einer radikalen open access policy, um auch die Wissensbestände nicht nur für Europa, sondern erst recht auch für die Dritte Welt zugänglich zu machen. Will sagen, die ganze Produktionskette von wissenschaftlicher Literatur bis hin zur Rezeption und zu den Arbeitsmöglichkeiten ist hier erfasst, wobei wir da allerdings nicht nur das Problem haben, dass im elektronischen Bereich bestimmte Dinge nicht verfügbar sind, sondern zunehmend durch die Sparmaßnahmen der letzten Jahre die Infrastruktur in den Universitätsbibliotheken, auch was die realen Bibliotheksbestände angeht, jedenfalls deutlich rückläufig ist und immer mehr in bestimmten Bereichen auch Lücken entstehen, weil eben das Gesamtportfolio nicht mehr finanziert werden kann, auch vor dem Hintergrund von Problemen, die etwas zu tun haben damit, dass einige wenige Verlage den Zeitschriftenmarkt beherrschen und damit auch die Preise diktieren. Wir alle kennen diese Firmen, die jetzt zunehmend unter Druck geraten. Aber der Prozess ist im Moment noch in vollem Gang und für mich ist auch noch vollkommen offen, wie das ausgeht.

Aber du hast natürlich vollkommen Recht. Für die Geistes- und Gesellschaftswissenschaften ist dies natürlich umso mehr eine Herausforderung, als dort insbesondere auch historische Datenbestände aufgearbeitet und aufbereitet werden müssten, um in ganz anderer Weise die Dinge vernetzen zu können. Da ist es natürlich schon ganz deutlich zu sehen, dass es innerhalb der Hochschulen erhebliche Differenzen gibt zwischen den verschiedenen Fachkulturen. Das hat sicher auch etwas damit zu tun, dass die Berührungspunkte gegenüber Technik zumindestens zu meiner Zeit als Doktorand in der älteren Generation sehr stark vorgeherrscht haben. Aber ich glaube nicht, dass das heute noch das Problem ist. Das Problem ist eher, wie kann ich jetzt mit erheblichen zusätzlichen Investitionen einen Sprung nach vorne schaffen, der in anderen Ländern in der Tat schon weiter gediehen ist.

Helga Nowotny

Du hast gleichzeitig einen anderen Megatrend angesprochen. Bei open access geht es auch um Wissenschaft als öffentliches Gut und um das Wissen, das produziert wird, als etwas, auf das die

Öffentlichkeit Anrecht hat, und das nicht wiederum gekauft, verkauft oder rückgekauft werden muss. Das ist ein sehr zentraler Punkt für diese Frage, die in verschiedenen Kontexten immer wieder auftaucht. Public private partnerships ist das andere Schlagwort. Es gibt allen möglichen Druck, dass die Universitäten stärker mit der Industrie kooperieren, wirtschaftsfreundlicher werden. Auf der einen Seite ist klar, ohne zusätzliche Finanzierung auch insbesondere der Forschung von privater Seite, fällt Europa zurück. Das ist ja auch im Vergleich USA-Europa der wesentliche Unterschied, dass in den USA viel mehr Forschungsfinanzierung aus der Industrie kommt. Wo siehst Du Wissenschaft als öffentliches Gut? Ist es in Gefahr? Wo muss man aufpassen? Wo gibt es neue Öffnungen, die wir auch ohne Vorurteile und ohne ideologische Scheuklappen angehen sollten? Wie siehst Du die Ausgestaltung dieser doch sehr wesentlichen Schnittstelle zwischen öffentlich und privat? Wobei mir klar ist, dass sehr heterogene Phänomene als öffentlich und als privat bezeichnet werden.

Wilhelm Krull

Vor dem Hintergrund der Finanzkrise der öffentlichen Hand in fast allen europäischen Ländern, vor dem Hintergrund auch der Entwicklungen, die sich an der Schnittstelle von öffentlich betriebener und privater Forschung ergeben, ist natürlich dieses Feld ganz neu zu definieren und auch ganz neu zu sortieren. Nachdem es lange Zeit darum ging, überhaupt so etwas wie eine Öffnung gegenüber der Wirtschaft zu erreichen - das war in den späten 1980er, frühen 1990er Jahren in vielen europäischen Ländern ja fast ein Thema, das man am liebsten gar nicht erst angefasst hat -, ist es im Moment so, dass es nach einem mühsamen Lernprozess nach meinem Eindruck eigentlich darauf ankommt, jetzt zu schauen, wie kann man mit wirklich klaren Zielvorgaben und Rahmenbedingungen vertrauensvoll zusammenarbeiten. Wie kann man die Ängste, dass wenn jemand durch eine Firma zusätzliche Forschungsmittel bekommt, dann sei damit schon das Ergebnis präformiert, und alle diese Verdächtigungen, die ja lange Zeit im Raum standen, wie kann man dieses durch entsprechende, ganz klare vertragliche Vereinbarungen vermeiden? Aber im ersten Schritt geht es eigentlich erst einmal darum, dass Hochschulen sich öffnen für private Zuwendungen, dass sie überhaupt so etwas wie eine Fundraisingkultur entwickeln. Das scheint mir viel wichtiger zu sein als der andere Teil, bei dem es um Auftragsforschung und solche Fragen geht. Aber das Hauptproblem ist ja, jedenfalls soweit ich das in Deutschland, Frankreich und einigen anderen Ländern sehe, überhaupt ein Bewusstsein dafür zu erzeugen, dass Steuermittel alleine für die Zukunft nicht zu einer tragfähigen Finanzierung des Bildungswesens führen werden. Wie kann ich dabei sicherstellen, dass bei den Geldgebern das Vertrauen entsteht, dass das, was sie dort zusätzlich aufbringen, auch wirklich zusätzlich bleibt und nicht mit der anderen Hand vom Finanzminister wieder kassiert wird? Diese Art von Glaubwürdigkeit überhaupt in das System reinzukriegen, ist im Moment die größte Herausforderung, die ich sehe, sowohl was private Geldgeber angeht, wie auch was private Stiftungen betrifft. Wenn Sie sich umschaun in der Stiftungslandschaft, dann können Sie sehen, dass es immer mehr mittelgroße bis große Stiftungen gibt, die eine eigene Institution errichten. Also in Deutschland etwa die Zeit-Stiftung die Bucerius Law School, die Hertie-Stiftung die Hertie School of Government. Die Jacobs-Stiftung ist jetzt bei der International University in Bremen eingestiegen. Die Beisheim-Stiftung finanziert seit Jahren die WHU in Koblenz. Das sind alles kleine, 1.500, maximal 1.800 Studierende umfassende, zum Teil ja auch nur auf ein begrenztes Fächerspektrum ausgerichtete Institutionen. Aber gleichzeitig ist in diesen Stiftungen ein großes Misstrauen gegenüber öffentlichen Forschungseinrichtungen und Hochschulen vorherrschend nach dem Motto, da weiß ich, dass ich mein Geld eventuell in einen Kontext bringe, der nicht beherrschbar ist oder der nicht zuverlässig ist. Ich sage immer gerne, die VolkswagenStiftung und der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft und natürlich noch einige andere wie die Thyssen-Stiftung sind die Stiftungen, die den Glauben an die Reformfähigkeit der öffentlich finanzierten Universitäten noch nicht verloren haben. Während die anderen ganz offensichtlich eine neue Weichenstellung vornehmen. Und das halte ich für ganz unglücklich, weil wir dadurch in eine Situation kommen, dass diese gerade erst begonnene Vertrauensbildung zwischen Öffentlichem und Privatem in einer Situation jedenfalls partiell kippt, wo es gerade darauf ankäme, durch entsprechende Begutachtungs- und Vertrauensbeweise deutlich zu machen, dass hier Reformen möglich sind. Das haben die Hochschulen in den skandinavischen Ländern, in den Niederlanden, in Österreich, in Deutschland in den letzten zehn, fünfzehn Jahren bewiesen, dass sie sich aus einer gewissen Erstarrung

gelöst haben und dass sie in der Lage sind, wirklich auch ihre eigenen Geschäfte autonom und effizient zu tätigen. Dieses jetzt rüberzubringen und dafür zu werben, dass man mit privatem Geld in diese öffentlichen Institutionen investieren soll, das ist ein Prozess, der sehr mühsam ist, der aber auch durchaus erste Erfolge zeitigt. Ich glaube, dass dazu auch die Exzellenz-Initiativen und andere Dinge beitragen werden, dass hier zumindestens das, was man im Englischen als reputation sharing bezeichnet, nämlich ich gebe einer Institution Geld, weil ich mir davon auch für mich selber einen zusätzlichen Gewinn erhoffe im Sinne von Reputation und gutem Ruf, dass das auch in Europa Schritt für Schritt reifen kann. Aber es ist ein langer Weg.

Helga Nowotny

Ist das nicht auch eine Frage der Größe? Die vielen Stiftungen, die Du genannt hast, sind ja relativ kleine Stiftungen wie man überhaupt mit Ausnahme des Wellcome Trust sagen kann, dass in Europa die Stiftungen relativ klein sind. Insofern stelle ich mir vor, dass es für eine kleine Stiftung einfach attraktiver ist, eine kleine Privatuniversität zu unterstützen, weil ich dann viel mehr Einfluss habe auf das, was dort gemacht werden soll etc. Wenn ich hingegen eine staatliche Universität unterstütze, ist mein Einfluss natürlich viel geringer, oder ich muss auf einer anderen strategischen Ebene vorgehen, wie das die VolkswagenStiftung macht. Die VolkswagenStiftung spielt ja in vielerlei Hinsicht eine Art Vorreiterrolle, weil sie Programme anstößt mit dem Ziel, dass sie dann, wenn sich das Experiment bewährt hat und wenn man zeigen kann, dass es funktioniert, die VolkswagenStiftung sagt, wir haben bewiesen es geht, und jetzt liegt es an anderen, vor allem auch staatlichen Einrichtungen, das zu übernehmen.

Wilhelm Krull

Ich muss doch ein bisschen das Bild korrigieren. Es ist nicht der große Unterschied zwischen den USA und Europa, dass in dem einen Fall die Stiftungen ganz viel Geld in die Universitäten geben und im anderen nicht. Wir haben eine Untersuchung gemacht vom European Foundation Centre gemeinsam mit der EU Kommission, die auch veröffentlicht ist, als Report "Giving more for Research in Europe", weil auch die EU Kommission der Meinung war, es muss mehr aus privaten Quellen kommen. Der entscheidende Unterschied zwischen den USA und Europa ist der, dass aus privater Hand, nicht mal aus Unternehmen, sondern von reichen Privatpersonen das Geld direkt und mit dem entsprechenden Namen in die Hochschulen gegeben wird. Das macht fast 80% der privaten Mittel aus, die zusätzlich in die Hochschulen kommen. Diese Kultur des Gebens von Privatpersonen haben wir in dieser Weise in Europa noch nicht. Wir haben allerdings auch nicht diese Konzentration von Milliardenvermögen, wie sie in den USA einfach häufiger sind als in den durch zwei Weltkriege um riesige Vermögen gebrachten Ländern wie etwa Österreich oder Deutschland. In Deutschland hatten wir ja um 1910 80.000 Stiftungen. Heute sind wir gerade mal wieder bei 14.000. Und 1923 sind eben Zigtausende von Stiftungen wegen der angeblich mündelsicheren Vermögensanlage in deutschen Rentenpapieren von einem Tag auf den anderen pleite gegangen. Das prominenteste Beispiel ist die Alexander von Humboldt Stiftung. Das war eine richtige Stiftung, die mit Privatvermögen ausgestattet ausländische Wissenschaftler nach Deutschland gebracht hat, bis 1923 das ganze Vermögen durch die Hyperinflation dahin war. Heute ist diese Stiftung eine, die im Grunde am Tropf der öffentlichen Hand hängt und darauf angewiesen ist, dass die 100 Millionen aus öffentlichen Mitteln kommen. Aber wir haben natürlich auch in den letzten Jahren durchaus eine positive Entwicklung, wenn Sie nur mal die fünf SAP Gründer nehmen. Jeder von denen hat ein Vermögen von ungefähr sechs bis sieben Milliarden. Zwei von denen haben ja inzwischen auch größere Stiftungen gegründet. Die anderen sind noch dabei, entsprechende Stiftungen zu gründen oder haben es parzelliert, wie Hasso Plattner, indem er 100 Millionen in ein Informatikinstitut an die Universität Potsdam gegeben hat und 100 Millionen nach Dresden usw., also auf diese Weise Geld verteilt hat. Es ist aber im Prinzip dieses private Vermögen zwar nicht in der Größenordnung wie in den USA, aber gleichwohl da. Nur die Kultur des Gebens und Nehmens im Sinne von beiderseitigem Reputationsgewinn ist bei uns überhaupt erst dabei zu entstehen.

So wie ich das erlebe – Sie, Herr Kothbauer, haben vorhin auf den Stiftungsrat in Göttingen angespielt -, dort haben wir ja jetzt die Möglichkeit, ein Vermögen anzusammeln. Es ist so, dass wir auch gar nicht so schlecht dastehen, wenn man mal bedenkt, dass es erst drei Jahre her ist seit der Umwandlung in eine Stiftungsuniversität. Es ist im Moment relativ leicht möglich für die Peripherie einer Universität, wie ich das nennen würde, Geld zu akquirieren. Also für den botanischen Garten, für historische Gebäude und vor allem für den Bereich der Medizin, und zwar sowohl für den Krankenversorgungs- und palliativmedizinischen Bereich, wo das menschlich Anrührende eine große Rolle spielt, wie auch inzwischen tatsächliche Stiftungen von zwei, drei Millionen, letzte Woche haben wir gerade wieder zwei Millionen eingeworben, die wirklich auch Forschung und Lehre zugute kommen sollen. Aber das sind erste Ansätze. Das meiste geht im Moment noch in die Randbereiche. Und wie wir das schaffen, dass man tatsächlich sagt, ich möchte für den Kernbereich einer Universität als privater Mensch Geld geben, das ist die eigentliche Herausforderung. Die Stiftungen sind im Prinzip bereit, entsprechende neue Entwicklungen mitvoranzutreiben. Wir haben ja in den 1990er Jahren das Programm gehabt "Leistungsfähigkeit durch Eigenverantwortung", wo es genau um diesen Punkt ging, die Hochschulen instandzusetzen, durch effizientere Entscheidungsmechanismen, durch ein besseres Management sich selbst auch zu reorganisieren, was ja auch für den Prozess des Gewinnens von Glaubwürdigkeit ganz essenziell war. Wir haben dann mit den Nachwuchsgruppenleiterinnen und -leitern ein Programm eingeführt, das damals erstmal auf viele Bedenken stieß. Im ganzen Fächerspektrum, bei den Soziologen war das Argument, wir sind sowieso so frei, bei uns braucht keiner eine eigene unabhängige Arbeitsgruppe, weil jeder unabhängig ist. Bei den Ingenieuren war das Argument, "die müssen sowieso in die Industrie, da passt das Ganze nicht". Und hinterher gab es so viele Bewerbungen, dass wir uns gar nicht retten konnten, weil alle im Grunde erkannt hatten, dass es dringend notwendig ist, wenn wir den besten wissenschaftlichen Nachwuchs in Europa halten wollen, dass wir solche Formen entwickeln, wie sie dann ja auch die Deutsche Forschungsgemeinschaft oder inzwischen ja auch auf europäischer Ebene der European Research Council praktiziert. Man kann hier Mut machen zur Veränderung. Man kann anhand von konkreten Beispielen Inseln des Gelingens schaffen. Man kann an Beispielen zeigen, dass Veränderung möglich ist. Aber dann muss es natürlich auch irgendwo von den Institutionen selbst weitergetragen werden. Insofern haben Stiftungen eher eine Hebelwirkung, als dass sie in der ganzen Breite in Europa etwas verändern könnten.

Der Wellcome Trust ist natürlich hier eine große Ausnahme. Er ist aber auch ein Beispiel dafür, wenn Sie sich in Großbritannien umschauen, dass das nicht immer nur mit Freude zur Kenntnis genommen wird. Sondern die Kollegen von den britischen Research Councils sehen das durchaus als nicht nur einen Stachel im Fleisch, sondern manchmal auch als den anderen Staat im Staate, weil der Wellcome Trust mit der britischen Regierung ganze Programme aushandelt. Weil er eben pro Jahr rund 800, 900 Millionen ausgeben kann, ist es natürlich auch gar nicht mehr so ohne Weiteres möglich, dieses im Wege von kleinteiligen Projekten zu tun. Also werden große Infrastrukturprogramme gemacht, die dann entsprechend gleich mehrere 100 Millionen binden. Von so einer Situation sind alle anderen europäischen Länder weit entfernt. Aber nehmen wir nur mal die Nachbarn im Süden. Und zwar muss man da wieder unterscheiden zwischen Süd- und Norditalien. Aber in Norditalien sind durch die Privatisierung der Banken jetzt eine solche Fülle von auf Regionalbanken basierenden neuen Stiftungen entstanden, die wiederum jeweils auch über 100 Millionen Euro pro Jahr in die entsprechenden Bereiche einbringen. Allerdings haben sie meistens eine sehr breite, regional bezogene Aufgabe, die jetzt noch weiter fokussiert werden muss. Und da greift dann wieder der Gedanke dieses EU Papiers „Giving More for Research in Europe“, innerhalb des Portfolios einer solchen Stiftung dafür zu werben, mehr für Nachwuchsförderung, also Wissenschaftsförderung auszugeben, statt weitere Museen zu bauen und andere Infrastruktur zu schaffen, die man dann wieder nur schwer mit öffentlichen Mitteln unterhalten kann.

Hier ist sehr viel im Fluss. Aber ich denke, dass die Entwicklung insgesamt schon sehr, sehr positiv ist. Wenn wir es noch schaffen, wirklich Privatpersonen zu animieren, nicht nur das Geld in andere Kanäle zu

geben, sondern wirklich mit großen Summen auch in den Hochschulbereich zu gehen, dann ist da durchaus noch viel zu gewinnen.

Helga Nowotny

Welche Rolle spielen denn die finanziellen, besonders die steuererleichternden Rahmenbedingungen? Es gibt ja jede Menge von Stiftungen in Österreich. Aber es gibt kaum Stiftungen, die es sich zur Aufgabe machen, Forschung und Bildung zu fördern. Es fehlt hier nicht nur daran, dass die Universitäten zu wenig tun, sondern es fehlt auch was auf der anderen Seite.

Wilhelm Krull

Es ist natürlich immer schwierig, von außen einem Land eine Therapie zu verordnen. Aber es ist gleichwohl auffällig, dass die Stiftungskultur in Österreich so völlig anders ist als in anderen Ländern und dass auch diese Mischung aus privatnützigen und gemeinnützigen Elementen in den Stiftungen und die fließenden Übergänge wirklich ein Phänomen sind, das singulär ist. Ich kenne das weder aus der Schweiz noch aus anderen Ländern. Hier ist sicher viel nachzuholen. Der österreichische Stiftungsverband möchte das auch im Herbst tun, den Gedanken der Stiftungen für den Wissenschafts- und Kulturbereich neu in die öffentliche Debatte zu bringen. Ich glaube nicht nur, dass es hier eine Frage ist der Privatisierung von Vermögen, wie das ja bei der VolkswagenStiftung im Grunde die Ursache war. Das könnte man hier sicher auch nützen. Aber ich denke, es kommt auch darauf an, attraktive Angebote zu machen, wie man im wissenschaftsfördernden Bereich auch von Privatpersonen entsprechende Stiftungsmittel akquirieren kann. Das ist aber ein Prozess, der einen enormen Klimawandel erfordert hin zu einer Entwicklung, bei der von privaten Geldquellen her für öffentliche Aufgaben die Mittel gerade auch in den Wissenschaftsbereich hineinfließen. Das ist kein einfacher Prozess.

Helga Nowotny

Ich finde es erstaunlich, dass Du uns hier Mut machst, dass hier ein Weg beschritten wurde, den man weiter ausbauen sollte. Wenn Du von forschungsfreundlichen und lehrfreundlichen Strukturen an den Universitäten sprichst, wo siehst Du denn die größten Defizite? Oder umgekehrt welche Prioritätensetzungen wären notwendig, um dorthin zu kommen, wo wir gerne sein möchten?

Wilhelm Krull

Da muss man ein bisschen weiter ausholen und sich anschauen, wie wir eigentlich im globalen Vergleich dastehen. Weil ja vielfach das Bild vorherrscht, in den USA sei alles viel besser und in Europa liefen wir allem hinterher. Die erste Botschaft von mir lautet, wir stehen gar nicht so schlecht da. Wir sind sogar in vielen Bereichen, obwohl das nicht wahrgenommen wird in den Medien, besser als die USA. Also es gibt hier zum einen sehr viel mehr Wissenschaftler im europäischen Forschungsraum als in den USA. Es gibt doppelt so viele Promovierte pro Jahr wie in den USA. Der europäische Wissenschaftsraum weist die meisten Publikationen weltweit auf. Seit 1995 haben wir bereits die USA überholt. Jetzt gibt es natürlich einen erkennbaren Trend, dass die asiatischen Länder uns wiederum demnächst überholen könnten. Aber immerhin ist die Entwicklung überhaupt nicht so, dass Europa sich nun ständig im Büberhemd hinstellen und sich verstecken müsste. Wenn man aber genauer hinschaut, dann gibt es ein Segment, in dem wir ganz eindeutig hinter den USA zurück sind, und das ist jetzt nicht nur das Thema Nobelpreise, das ist auch das Thema der meist zitierten Arbeiten in bestimmten Feldern und vieles andere mehr, wo man sagen kann, da sind die USA uns ganz deutlich voraus und zwar, weil sie ein Segment von Forschungsuniversitäten haben, das sind ja nur insgesamt 100 von knapp 4.000 Einrichtungen in den USA, die sich higher education institutions nennen. Ich hatte mal das Vergnügen mit einem Fulbright Stipendium durch die USA zu reisen. Da gibt es Hochschulen, die einem voller Stolz erklärten, dass sie in den ranking-Listen auf Platz 200 oder 250 sind. Da würden wir in Europa schon oft die Augen zumachen und sagen, um Gottes Willen, was ist das für eine Klitsche. Das heißt aber, wenn wir dann bei 3.000 landen, ist eigentlich das Niveau auch nicht mehr eines, das wir als Hochschulniveau bezeichnen würden. Das muss man einfach sehen. Die Diskrepanz ist dort riesig.

Die Forschungsuniversitäten allerdings sind in vielem natürlich Institutionen, die – wir sprachen vorhin über die Entwicklung seit Humboldt, die um 1900 oder auch schon in den späten Jahren des 19. Jahrhunderts. Das deutsche Modell der Humboldtschen Universität, wie es sich dann plus Liebig mit den Experimentalforschungsbereichen usw. entwickelt hatte -, die sich dann mit diesem Modell heute als die Vorzeigeuniversitäten präsentieren, während wir ja einen ganz anderen Prozess durchlaufen haben. Wir haben vor allem in den 1960er, 1970er Jahren in nahezu allen europäischen Ländern Hochschulpolitik als Regionalisierungspolitik betrieben und wundern uns jetzt, dass die meisten dieser Hochschulen nur in der Regionalliga spielen können und nicht in der Champions League. Das ist eine Entwicklung, die natürlich damit zu tun hat, dass in Bildung und Wissenschaft relativ gesehen doch in Europa sehr viel weniger investiert wird. Die Mittel pro Studierenden und die Mittel pro Wissenschaftler usw. sind einfach um Größenordnungen auseinander. Wenn wir jetzt bei der deutschen Exzellenzinitiative davon sprechen, dass wir doch relativ schnell in so einem Auswahlverfahren die acht bis zehn Spitzenuniversitäten identifizieren könnten, dann muss man einfach berücksichtigen, dass selbst die bestausgestattete deutsche technische Universität, nämlich die Technische Universität München, schon um den Faktor drei schlechter ausgestattet ist als die ETH Zürich und um den Faktor zehn im Vergleich zum MIT. Das Gleiche könnte ich Ihnen für das Land Niedersachsen erläutern, aus dem ich komme, Hannover ist ja die Hauptstadt. 170.000 Studierende in Niedersachsen werden mit 1,7 Milliarden Euro pro Jahr in all den Hochschulen von der öffentlichen Hand finanziert. Wenn Sie dann den Etat von Stanford nehmen, dann beläuft der sich auf 2,7 Milliarden US Dollar, rechnen wir eine Milliarde ab wegen der außeruniversitären Einrichtungen, bleiben immer noch 1,7 Milliarden für 17.000 Studierende. Also wieder der Faktor zehn. Das ist natürlich eine Situation, die man nicht von heute auf morgen ändern kann im Sinne von forschungsfreundlichen Strukturen. Gleichwohl glaube ich, dass wir im Moment dabei sind, durch eine extrem unterschiedlich verlaufende Umsetzung des Bologna Prozesses neue Voraussetzungen zu schaffen, wieder neue Chancen zu sehen. Das Stichwort dort lautet graduate schools, in denen in der Tat auch wieder mit kleineren Studierendenzahlen gearbeitet werden kann, und vor allem im deutschen Kontext geht es zweitens um die Einbindung der außeruniversitären Einrichtungen. Bleiben wir bei dem Beispiel Göttingen. Wenn ein Erwin Neher sich zusammen mit einem Herrn Richter und anderen aus der Universität an die Spitze einer graduate school in den Neurowissenschaften stellt, dann haben wir auf einmal auch Bewerber aus den USA. Und dann haben wir von Asien und anderswo her solche Zuläufe, dass es auf einmal völlig passé ist, dieses Thema, das wir ja beide noch kennen gelernt haben bei dem Besuch Ende der 1990er Jahre bei der Systemevaluation, nämlich in der Universität eine totale Ablehnung der außeruniversitären Einrichtungen mit der Begründung, die nehmen uns nur die besten Doktoranden weg. Heute haben durch diesen Zusammenschluss beide mehr gute Doktorandinnen und Doktoranden als Bewerber, als sie überhaupt nehmen können. Wir haben also plötzlich eine win-win Situation, in der beide sehen, die einen können jetzt endlich davon profitieren, dass es sehr viel mehr sehr, sehr gute Doktoranden am Standort gibt, aus denen sie dann auch später ihre Mitarbeiter rekrutieren können. Und für die anderen ist es ein Riesenvorteil, dass sie auf dieser Ebene jetzt ganz anders auch forschungsmäßig sich international auf die Landkarte bringen. Da ist es natürlich so, dass wir uns im Moment – die Debatte habe ich vor einem Jahr auch bei einem Symposium der Max-Planck-Gesellschaft angestoßen – wirklich Gedanken darum machen müssen, wie wir es schaffen, dass wir in diesen neuen Strukturen so etwas wie eine Kultur der Kreativität etablieren.

Helga Nowotny

Ich möchte noch ein Thema ansprechen, das wir das letzte Mal mit Yehuda Elkana auch diskutiert haben, nämlich die Notwendigkeit, Curricula Ernst zu nehmen. Wir sollten nicht meinen, Curricula sind etwas, das von irgendeiner staatlichen Kommission einmal erfunden wurde und dann für immer gleich bleibt, sondern darin auch eine intellektuelle Herausforderung zu sehen, die Teil dieser Umgestaltung, von der wir ja sprechen, ist und natürlich die Hochschulen vorbereiten soll im Zeitalter der Globalisierung auf Notwendigkeiten und Herausforderungen entsprechend zu reagieren. Wie soll das Wissen, das wir weitergeben, aussehen, wenn wir wollen, dass die nächste Generation in dieser globalen Welt besteht? Was ist an unseren Curricula so mangelhaft? Was müssen wir hier verändern?

Wilhelm Krull

Ich möchte das Credo von Yehuda Elkana nicht wiederholen. Aber was wir jetzt in den letzten Jahren unter dem Stichwort "Bologna Prozess" erlebt haben, ist ja im Wesentlichen ein Umdekorieren und neu Zuschneiden von vorhandenen Studiengängen gewesen. Man hat in der Mathematik – die Debatte habe ich in verschiedenen Hochschulräten erlebt – im Prinzip gesagt, alles, was bisher bis zum Vordiplom gemacht wurde, bleibt so und ein Jahr wird dran gehängt. Das ist dann der Bachelor. Das, was früher Diplom war, wird jetzt dann für den Rest zum Master erklärt. Diese Situation haben wir ja in ganz vielen Studiengängen erlebt, dass man sich nicht gefragt hat, was muss jemand eigentlich, wenn er oder sie nach drei oder vier Studienjahren abgeht, als Bachelor tatsächlich an Erkenntnissen erworben haben. Also welche Art von Ausbildung brauche ich, damit jemand nach diesen vier Jahren zumindestens in ein gewisses Spektrum von Berufen sich überhaupt hinein begeben kann? Statt dessen war die Antwort etwa der Mathematiker damals, der Bachelor ist für die Dummen, und die Guten machen sowieso den Master. Diese Art von völliger Vernachlässigung der Frage, wofür qualifiziere ich eigentlich wen, hat dazu geführt, dass die Debatte über Curricula jetzt in verschiedenen europäischen Ländern wieder neu beginnt. Wir sind gerade im Gespräch mit der Gulbenkian Stiftung aus Portugal, mit der Compania di San Paolo und einigen anderen Stiftungen, dass wir dieses Thema gemeinsam anstoßen, damit man die Frage noch einmal stellt, was soll eigentlich mit welchem Studiengang erreicht werden, was soll das Ziel und auch die Zielgruppe sein.

Um ein Beispiel zu geben, wo das ganz erfolgreich gelaufen ist, damit man nicht nur den Eindruck hat, es sei alles negativ. An einer Universität, die nun wirklich einen großen Standortnachteil hat, weil sie in Nordbayern, liegt, nämlich die Universität Bayreuth, war die Philosophie, mit nur drei Professoren besetzt, kurz davor, überhaupt keine Studierenden mehr zu haben. Natürlich kann es sich eine Universität, auch wenn sie im Wesentlichen natur- und technikwissenschaftlich ausgerichtet ist, gar nicht leisten, dass sie solche Bereiche nicht mehr besetzt. Also haben diese dort verbliebenen Philosophen die Flucht nach vorne angetreten und einen neuen Studiengang entwickelt, der heißt Philosophy and Economics, also ein bisschen abkopiert aus dem angelsächsischen Bereich, aber durchaus wieder eigenständig bis hin zu der Befragung von möglichen Abnehmern. Die Idee war nämlich die, wenn jemand wirklich Philosophie mit Logik und all den Dingen gelernt hat und in der Ökonomie auch kundig ist, ist er oder sie vielleicht die perfekte MitarbeiterIn in den Stabsbereichen großer Unternehmen. Bei der ersten Nachfrage, ob man mit denen bereits geredet hatte, war natürlich dieses nicht der Fall, sondern man hatte das einfach mal unterstellt, dass das vielleicht eine gute Idee sei. Dann hat man das Curriculum aber auch mit solchen möglichen Abnehmern durchdiskutiert. Die Situation von Bayreuth, was den Zulauf von Studierenden angeht in diesem Bereich, hat sich radikal geändert innerhalb von zwei Jahren. Die Studierenden dort, die sich jetzt bewerben, sind wirklich Leute mit hervorragenden Abiturnoten und all diesen Dingen, also im Grunde handverlesene Studierende. Es zeigt, dass dann, wenn man wie ja häufig auch in der Wirtschaft mit dem Rücken zur Wand steht, die Reformbereitschaft größer ist, dass man dann plötzlich sogar wieder an Attraktivität gewinnen kann, obwohl man sonst natürlich im Kernbereich eines philosophischen Curriculums einer Universität wie Bayreuth mit drei Hochschullehrern gegen eine Universität wie München mit fast dreißig Philosophen überhaupt keine Chance hat, oder eben auch gegen Göttingen oder andere klassische Universitäten, die mindestens das doppelte, wenn nicht sogar das Dreifache an Lehrpersonal haben. Dieses wird ein Prozess sein, der jetzt in den nächsten Jahren eigentlich für jede einzelne Hochschule durchdekliniert werden muss.

Gleichzeitig muss natürlich die Frage gestellt werden, wohin bilden wir eigentlich aus? Was sollen die Personen wirklich am Ende ihres jeweiligen Curriculums können, und zwar auf allen Stufen? Da gibt es Beispiele etwa für das Doktorandenfeld, die Carnegie Foundation for the Advancement of Teaching, wo man für jedes größere Feld einen wirklich herausragenden Fachwissenschaftler gebeten hat, mal zu definieren, was eigentlich ein Doktorand können muss und welche Dinge er außer der Spezialisierung in seiner Arbeit anschließend ebenfalls beherrschen muss, um eine potenzielle Führungskraft zu werden. Da gehört ja sehr viel mehr dazu, als dass man jetzt die Tiefenbohrung in seiner jeweiligen Forschungsarbeit

geleistet hat. Oder um es mit Lichtenberg zu sagen, wer nur Chemie versteht, versteht auch die nicht richtig. Das genau ist im Moment die Herausforderung.

Helga Nowotny

Herzlichen Dank einmal für dieses breite Spektrum, das Du mit sehr viel Information und sehr viel Biss vorgetragen hast. Ich möchte die Diskussion eröffnen. Wir haben ja von Stiftungen bis zur Frage der Curricula eine Menge abgedeckt, haben immer wieder auch Europa, USA, Österreich, Deutschland gestreift und andere europäische Länder.

Frage

Arnold Schmidt. Herzlichen Dank für diesen ungeheuer anregenden Vortrag. Ich möchte zur Frage der Stiftungen etwas sagen. Das ist natürlich etwas, was uns auf den Nägeln brennt. Ich habe ein paar Sachen von Ihnen aufgeschnappt, die mir sehr imponieren. Das eine ist dieses Wort reputation sharing. Ich wünsche diesem Wort eine reiche Verbreitung, weil es nämlich eines auch klar macht in der Diskussion. Private zahlen an die Universitäten, die versprechen sich dafür etwas und die wollen was dafür kriegen. Der Verdacht ist ja immer, sie wollen sofort die Universität beeinflussen. Sie wollen die wissenschaftlichen Resultate billig kriegen. Mit reputation sharing haben Sie eigentlich in einer wunderbaren Weise das von vornherein abgeblockt. Die Gegenleistung ist eben nicht, von dort irgendetwas Finanzielles oder etwas finanziell Sichtbares zu kriegen, sondern es ist eben Reputation. Ich kenne das nicht so wie Sie. Ich kenne es nur als Beobachter von amerikanischen Universitäten. Ich habe das immer wieder erlebt, wie Leute, die Absolventen waren von irgendeinem Department und dann reich geworden sind, möglicherweise auf Basis von dem, was sie an der Universität gelernt haben, aber möglicherweise nicht einmal das, jedenfalls sehr stolz waren auf ihre Universitäten und sehr, sehr stolz waren, denen dann respektable Beträge zu geben. Ich weiß auch, dass in der Zwischenzeit in Österreich natürlich Leute zu großen Vermögen gekommen sind. Denen fällt also nicht im Traum ein, dieses Geld an die Universitäten oder an die Wissenschaft zu geben.

Ich habe den Verdacht, dass es auf der einen Seite das ist, was Sie gesagt haben, nämlich es gibt diese „Kultur“ nicht. Es gibt diese große Misstrauen. Wenn ich das der Universität xxx gebe, führt das nicht dazu, dass einfach die staatlichen Mittel dort kleiner werden, und verkommt das Geld dort nicht ohnehin. Also ich tue es in irgendein extra Trägerl, von dem ich halbwegs oder ganz sicher bin, dass es wunderbar ausgegeben wird. Das ist der eine Teil. Der zweite Teil ist aber, dass offenbar unser Stiftungswesen in Österreich sich deutlich unterscheidet vom Stiftungswesen woanders. Da bitte ich um eine kurze Nachhilfe, wie das eigentlich ist. Das ist eine echte Frage. Ich weiß es nicht. Ich habe auch den Verdacht, dass das so ist. Mein Verdacht geht in die Richtung, dass Stiftungen bei uns im Wesentlichen doch dazu dienen, es dem Zugriff des Finanzministers zu entziehen. Und wenn man es ihm einmal entzogen hat, ist man ziemlich frei, damit zu machen, was man will. Und man kommt man erst in vierter oder fünfter Variante drauf, dass man es vielleicht auch für Wissenschaft ausgeben könnte.

Wilhelm Krull

Um vielleicht mit dem letzten Punkt anzufangen. In der Tat war es auch für mich sehr lehrreich zu sehen, dass das Stiftungswesen in Österreich sich wirklich radikal unterscheidet von dem, was in anderen europäischen Ländern üblich ist. Und zwar dadurch, dass es ein Privatisierungsmodell ist, bei dem aber kein Ausschüttungszwang wie in den USA und auch keine Verpflichtung, unmittelbar gemeinnützig tätig zu werden, besteht, sondern so eine Art Zeituhr eingebaut ist, bei der ab einem bestimmten Punkt, d.h. nach 40 oder 50 Jahren ein Übergang in Richtung einer gemeinnützigen Stiftung erfolgt. Man kann hier wirklich sehr gut Steuern sparen und kann auch mit ganz geringen Aufwändungen im Bereich des Gemeinwohls weiter agieren. Das war mir neu, hatte ich gar nicht so gesehen, und ist natürlich ein ganz entscheidender Unterschied zu dem, was wir etwa in der Schweiz oder in Deutschland oder in anderen europäischen Ländern kennen, wobei wir natürlich in Europa eine sehr heterogene Landschaft haben. In Deutschland ist das ganze Modell ein sehr Obrigkeithliches. Man hat nicht wie in den USA einen Ausschüttungszwang, dass man mindestens 5% ausschütten muss in Relation zum Marktwert des

Kapitals. In Deutschland ist es umgekehrt. Wir dürfen bis zu 33% auf die hohe Kante legen von dem, was wir erwirtschaften. Alles andere muss ausgeschüttet werden. Also kein wettbewerbliches System, sondern eines, bei dem die Kapitalerhaltung den ganzen Rahmen definiert. Trotzdem ist es natürlich in Deutschland so, dass auch da gilt: nicht überall, wo Stiftung drauf steht, ist auch Stiftung drin. Um ein Beispiel zu geben. Die ganzen politischen Stiftungen bei uns sind natürlich Agenturen der jeweiligen Parteien und werden von der öffentlichen Hand finanziert, sind also keine privaten Stiftungen. Genau so gibt es eine Reihe von Stiftungen, die im Wesentlichen tatsächlich als Familienstiftungen agieren und dementsprechend aber auch steuerpflichtig und nicht steuerbefreit sind. Insofern gibt es ein breites Spektrum ganz unterschiedlicher Stiftungen. Dabei ist immer ganz klar, schon bei der Genehmigung der Stiftung muss es einen definierten Zweck geben, für den die Mittel ausgegeben werden. Und es ist wiederum festgeschrieben, welche Zwecke hier als gemeinnützig und damit auch zur Steuerbefreiung berechtigt anerkannt sind. Auch hier ist eine Diskussion im Gange, dass man in die Richtung das weiter entwickelt. Da wäre natürlich schon eine Chance, wenn man rechtzeitig dabei ist, deutlich zu machen, dass gerade der Bildungsbereich einer ist, und auch die noble Geste des Zustiftens vielleicht sinnvoller ist, als noch eine kleine Stiftung und noch eine kleine Einrichtung zu gründen, die dann gar nicht professionell gemanagt werden kann. Das ist ein ganz wesentlicher Aspekt.

Zu Ihrem ersten Punkt mit dem reputation sharing. Das ist natürlich etwas, was man auch erst lernen muss. Einige deutsche Hochschulen haben z.B. als Fundraiser, weil es ja auch dieses Professionsbild für den Wissenschaftsbereich gar nicht gab, sich Leute geholt aus den großen Wohltätigkeitseinrichtungen, also z.B. aus der Caritas. Die Caritas arbeitet ganz stark mit dem Mitleids- und dem Bedürftigkeitsfaktor. Wenn ich aber so jemanden in eine Universität hole, um das Fundraising zu betreiben, dann bin ich schon auf der Verliererstraße, weil in den Universitäten der Mitleidsfaktor absolut kontraproduktiv wirkt. Wenn ich sage, ich kann es nicht finanzieren, dann habe ich schon verloren, weil der Mensch dann sagt – und das ist in allen Ländern, in denen ja durch hohe Steuersätze an und für sich der Bürger auch mit Recht erwartet, dass aus dem Steueraufkommen diese Dinge der öffentlichen Infrastruktur bestritten werden, dass ich hier dann noch eine Hürde überspringen muss. Das Umgekehrte wirklich zu lancieren, führt durchaus, wie wir jetzt sehen bei den drei Universitäten, die in der Exzellenzinitiative schon erfolgreich waren, dazu, dass Leute anrufen und etwas anbieten, was sie denen geben können. In dieser Richtung kann man sagen, wer hat, dem wird gegeben, ist mal wieder das Prinzip. Aber trotzdem ist in der Richtung ein klares Signal da, dass auch deutsche und andere europäische Bürger sich ansprechen lassen oder sogar selber den Hochschulpräsidenten ansprechen, ob man hier nicht was gemeinsam machen kann. Das sehe ich durchaus als ein positives Zeichen.

Frage

Max Kothbauer. Wir tun uns mit Steuerthemen im Moment wahnsinnig schwer. Es ist gerade die Erbschaftssteuer aufgehoben worden. Man kann das nicht ordentlich in der Koalition diskutieren. Das gilt als unschicklich bei einem Koalitionspartner. An sich sagt die Sozialdemokratie vertreten durch den Staatssekretär Matznetter, wir wollen die Stiftungen, aber wir wollen 3% für soziale oder Bildungszwecke. Mittelfristig wird man das auch machen müssen. Im Moment hat die Stiftung ja auch nicht primär den Zweck, denn an sich Stiftungen hätten etwas zu begünstigen. Die österreichischen Stiftungen stehen alle im geistigen Eigentum der Stifter, die damit ihr Vermögen in einer bestimmten Weise halten wollen und den Luftballon gar nicht weg lassen wollen, den sie da in der Hand haben. Da kommt eine Diskussion. Ich möchte aber hinzufügen, dass es bei uns schon schwierig ist. Ich habe ein bisschen verfolgt einen think tank in Amerika. Wenn es da ging, fundraising dinners zu haben, es ist in Österreich nicht möglich oder kaum möglich, für solche Events einen Tisch zu nehmen, wo du für einen Sessel tausend Dollars zahlst. Das macht in Österreich niemand. Diese Form ist in Kontinentaleuropa sehr, sehr schwierig.

Noch eine kurze Fußnote zu den Curricula. Wenn wir alle 140 Studien umändern auf Bologna, dann muss man schon sagen, ist das vielleicht auch nicht der beste Zeitpunkt, jedes Studium auf den Curricula Inhalt zu testen. Irgendwo habe ich das Gefühl, wir überstülpen viel zu viel dem Bologna Prozess drüber. Das

führt dazu, dass jeder sich wehrt, das ist alles schlecht. Ich glaube, man muss sich überlegen, ob wir nicht überhaupt im Curricula-Wesen im laufenden Prozess ... Ich sehe das nicht als ein einmaliges Event, sondern ich fürchte, da sind die Universitäten oder die Fakultäten gezwungen, das laufend sich zu überlegen, wie man hier agieren könnte.

Hega Nowotny

Bevor ich das Wort an Christoph Kratky gebe, nur zwei kurze Bemerkungen, weil Du sagst, wir haben diese Kultur nicht in Kontinentaleuropa. In der Schweiz hat die ETH Zürich ein großes Fundraising betrieben anlässlich des 150jährigen Jubiläums. Man braucht also einen Anlass. Was an der ETH sehr gut funktioniert, ist die Bindung, die durchaus auch eine emotionale Bindung ist, der Absolventen und Absolventinnen zu dieser Hochschule. Reputation sharing beginnt also schon viel früher. Man ist stolz, ein Absolvent der ETH Zürich zu sein. Und die Hochschule fördert das auch, indem sie Ereignisse organisiert und mit den AbsolventInnen in Kontakt bleibt. Dann ist es natürlich leichter, bei solchen Anlässen ein Fundraising zu betreiben. Reputation sharing hat eine Vorgeschichte. Man muss das auf beiden Seiten aufbauen.

In Bezug auf Curricula – ich war Mitglied des Stiftungsrates in Göttingen. Was ich da auch erlebt habe, und was sehr interessant war, ist die Auswirkung, die die Exzellenzinitiative auf Module in der Lehre und den Curricula hatte. Ich erinnere mich an eine Präsentation in den Geisteswissenschaften, bei der völlig disparate Fächer zusammengekommen sind. Das reichte von der Skandinavistik bis zur Archäologie. Unter diesem Druck – jetzt kommt und zeigt, was verbindet euch – haben es diese fünf oder sechs Institute geschafft, sich etwas Gemeinsames einfallen zu lassen und zu sagen, wir bieten das jetzt als Lehrprogramm für unsere Studierenden an und alle, ob sie jetzt Skandinavistik oder Grezistik studieren, machen im ersten Semester etwas Gemeinsames. Das verbindet natürlich. Es gibt auch diese Art von bottom up. Wenn die Rahmenbedingungen oder der Druck von außen groß genug ist, passieren interessante Dinge.

Frage

Christoph Kratky. Ich wollte nur was ergänzen zu dieser Stiftungsgeschichte. Es gibt in Österreich einen ehemaligen Sektionschef, den Herrn Höllinger, der sich dieses Stiftungswesen im Hinblick auf die Verwendbarkeit für die Förderung von Wissenschaft, Forschung im Zusammenhang mit dem ISTA genau angesehen hat. Ich kann nur zwei, drei Dinge wiedergeben. Ich verstehe von dem Steuerrecht gar nichts. Erstens das Stiftungsvermögen in Österreich ist astronomisch. Das sind gigantische Beträge. Sie sind deshalb gigantisch, weil das ein steuerschonendes Instrument ist. Wenn man Gewinne aus dem Stiftungsvermögen wiederum der Stiftung zurückführt, zahlt man nur den halben Steuersatz. Der ganze Steuersatz fällt nur an, wenn aus der Stiftung etwas entnommen wird. Das ist natürlich ein Anreiz, das Stiftungsvermögen zu bewahren und nach Möglichkeit natürlich auch zu erhöhen. Es gibt bereits jetzt die Möglichkeit, Entnahmen steuerschonend vorzunehmen für gemeinnützige Zwecke, die allerdings sehr restriktiv definiert sind. Wissenschaft, Bildung, Forschung zählt alles nicht dazu. Die Community der Stifter ist extrem konservativ und extrem ängstlich. Aus dem Grund ist die Regierung unglaublich zögerlich in jeder Art der Änderung des Stiftungsrechts. Das wäre an sich nur eine kleine Änderung zu sagen, Wissenschaft und Forschung gestattet ebenfalls eine steuerschonende Behandlung. Das würde noch keinen Stifter benachteiligen, weil es ja nur eine Möglichkeit eröffnet. Da greift kein Finanzminister hin. Er sagt, damit vergraule ich mir diese Stiftung. Die haben wir ja jetzt zum beträchtlichen Teil ins Land geholt, weil die Bedingungen in Österreich günstiger sind wie z.B. in Deutschland. Diesbezüglich ist nicht wirklich damit zu rechnen, dass in absehbarer Zeit das Stiftungsrecht substantiell geändert wird. Es müsste nahezu ein Gesetz hineingeschummelt werden. Ein zweites Problem bei den Stiftungen ist, es schaut so aus, dass der Stiftungsmarkt in gewisser Weise gesättigt ist. Die bestehenden großen Vermögen sind mittlerweile alle in Stiftungen. Jede Stiftung muss einen Stiftungszweck haben. Im Grund genommen darf die Stiftung dann nicht Ausschüttung machen, die nicht in diesem Dokument drin stehen. Änderungen in diesem Dokument sind wahnsinnig schwierig. Das erfordert ein kompliziertes Verfahren. Und sobald der Stifter einmal gestorben ist, ist das überhaupt nicht mehr möglich. Das sind die

Hindernisse in Österreich. Es ist einerseits eine Zögerlichkeit im Finanzministerium, überhaupt in dieses Stiftungsrecht hinzugreifen, und zweitens der Umstand, dass die überwiegende Mehrzahl der Stiftungen Wissenschaft überhaupt nicht in ihrem Stiftungszweck hat. Da steht meistens die Versorgung der Familie drin. Man kann sich mittelfristig ein bisschen was erwarten, aber nicht allzu viel.

Wilhelm Krull

Man muss natürlich als Erstes versuchen, diese Debatte so zu wenden, dass man diese Zweckerweiterungen möglichst ohne die anderen zu beschädigen, ohne Weiteres durchbringen kann. Damit hätte man schon mal einen ganz wesentlichen Aspekt geöffnet in Richtungen, die dann auch für die Wissenschaft nutzbar gemacht werden können. Das Zweite ist, dass natürlich sehr wohl steuerliche Anreize eine Rolle spielen. Ich sehe das z.B. selbst bei meiner Stiftung, die ja nun mit 2,8 Milliarden Euro Vermögen für sich auf kleinere Zustiftungen nicht angewiesen wäre. Aber es gibt fast jedes Jahr welche, die sich melden, weil sie mit Blick auf die Optimierung ihres Steueraufkommens sagen, wenn ich da noch was zustifte, dann kann ich so und so viel absetzen. In Deutschland läuft das Ganze jetzt unter der Überschrift von Herrn Steinbrück als Finanzminister, was es ja auch noch nie gegeben hat, "Hilfen für die Helfer". Es geht ganz stark darum, Anreize zu setzen von bis zu einer Million Euro, die man absetzen kann, wenn man eine neue Stiftung errichtet, aber demnächst auch, wenn man einer anderen Stiftung eine Million oder mehr zuwendet. Das kann man über längere Zeit machen. Das ist noch nicht durch. Aber es ist auch mit dem Bundesrat bereits in die Richtung verhandelt. Herr Steinbrück hat neulich öffentlich diese eine Million auch genannt. Von daher sieht man, man kann durch solche Anreize sich sehr wohl zusätzliche Möglichkeiten erschließen. Es setzt aber voraus, dass es eine Kultur des Vertrauens gibt. Und so, wie Sie das jetzt gerade angedeutet haben, scheint das ja das Problem zu sein, dass die Personen sich da nicht so richtig aufgehoben fühlen.

Wenn ich nur einen Punkt nennen darf, das Fundraising Dinner und überhaupt Verfahren des Fundraisings. Das ist ein mühsamer Lernprozess. Aber um Ihnen ein Erfolgsbeispiel zu nennen. Die Universität Hamburg hatte vor Jahren die Situation, dass seit 15 Jahren das Audi Max nicht renoviert werden konnte, weil immer der Senat andere Prioritäten gesetzt hat. Und dann haben sie eine Fundraising Agentur damit beauftragt, eine Aktion zu starten „Ihr Stuhl im Audi Max“. 2.000 Plätze, jeden à 1.000 Mark. Die waren innerhalb von sechs Wochen ausgebucht. Und zwar nur mit dem Versprechen, sie kriegen jeder einen Platz mit dem entsprechenden Namensschild und es wird eine Eröffnungsgala geben, bei der jeder auf seinem Platz sitzt. Mehr nicht. Und ähnliche Aktionen gibt es inzwischen auch an anderen Orten. Nicht alle sind erfolgreich. Aber es zeigt ja, dass, wenn man den Nerv trifft, das durchaus gelingt.

Um nochmal auf die Alumni zurückzukommen. Man muss einfach wissen, die Alumni macht man nicht erst hinterher, sondern ab dem ersten Semestertag. Das heißt schon, wie sie begrüßt werden, ob sie überhaupt begrüßt werden. Meine Frau war z.B. mit meinem Sohn an einer deutschen Universität und war völlig überrascht, dass die Studenten sogar zu Beginn ein Glas Sekt bekamen, und hat sich darüber beklagt, dass in den 1970er Jahren dies natürlich nicht der Fall war. Also da tut sich auch was. Aber wenn natürlich die Studierenden in den großen Fächern weiterhin den Professor eigentlich nur mit dem Fernglas zu sehen kriegen, dann ist es auch kein Wunder, dass sie hinterher nicht gerade begeistert für diese Universität spenden. Da müssen wir was tun, dass wirklich klar wird, der Student ist jemand, den ich auch für mich gewinnen will, und nicht jemand, der mich leider in der Forschung stört oder wo auch immer.

Frage

Erwin Niederwieser. Zu den Stiftungsräten. Ich kenne auch diese Gespräche und habe den Wissenschaftsminister im Budgetausschuss befragt. Er hat dort vor einer großen Zahl von Personen klar gemacht, dass, wie Sie es ja angedeutet haben, ohne dass man etwas verschlechtert, aber einen zusätzlichen Anreiz bietet, dass das vorgesehen ist. Ich denke, das wird nicht heuer aber nächstes Jahr dann auch so beschlossen werden. Unsere Stiftungs... hatte überhaupt von Beginn an mit diesem Thema

nichts zu tun gehabt. Das war ausschließlich dazu da, um in Österreich vorhandenes großes Vermögen nicht abwandern zu lassen. Der nächste Effekt war, dass dann zusätzliches hereingekommen ist, weil es so interessant gewesen ist. Aber da tut sich sicherlich etwas.

Zum zweiten. Wir haben von Beginn an tatsächlich Instrumente geschaffen, etwa das Instrument der Stiftungsprofessur. Es gibt im Steuerrecht auch einen begünstigten Kreis, dem man für Bildungs- und Forschungszwecke Gelder zuwenden kann. Beides ist eigentlich nicht unter einem wirklich günstigen Stern gestanden, weil es von Beginn an eher dubiose Dinge auch gegeben hat. Wenn eine Stiftungsprofessur, die indirekt mit der österreichischen Neutralität zu tun hat, von EADS finanziert wird, dann hat das eine nicht allzu gute Optik und hält eher davon ab, solche Dinge weiter zu betreiben, als sie zu forcieren.

Die Frage der forschungs- und lehrfreundlichen Strukturen möchte ich aber jetzt nicht nur auf die Frage begrenzen, schaffen wir es, Stiftungen einzurichten in Österreich oder Stiftungen zu gewinnen, die den Universitäten entsprechendes Geld geben. Da ist sehr richtig auch die Bologna Studienarchitektur angesprochen worden. Ich habe persönlich immer die Meinung vertreten, dass wir den Universitäten, die ja die Studiengänge selbst gestalten, die Möglichkeit offen lassen sollten, auch andere Formen des Studiums vorzusehen, also das alte Magisterstudium mit vier oder viereinhalb Jahren auch drinnen zu belassen. Wenn wir wirklich Universitäten im Wettbewerb in Europa sehen wollen, dann brauchen wir die Möglichkeit, auch etwas von der Standardarchitektur Abweichendes anbieten zu können. Wichtig ist hier nur, dass es anrechenbar ist, also dass es nicht dazu beiträgt, dass man den Studienort nicht wechseln kann, sondern dass es hier durchaus attraktiv ist, Teile oder ein ganzes Studium in Österreich zu absolvieren und dass das angerechnet wird. Aber dass wir uns alle an diese strikte Architektur halten müssen, das halte ich persönlich für einen Fehler, und hätten den Universität gern diese erweiterte Möglichkeit gelassen.

Andere Themen, wo ich auch noch interessiert wäre, was Sie dazu meinen. Also forschungs- und lehrfreundliche Strukturen, wenn man es von den jungen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen her sieht. Wie wichtig ist es, sehr früh selbstständig Entscheidungen treffen zu können und eben nicht in einem sehr engen Korsett drinnen zu sein, wegen jeder Ausgabe bis ins Rektorat nachfragen zu müssen. Theoretisch kann das Rektorat Entscheidungen nach unten delegieren. Wenn das nicht so ist, dann kann niemand ein Forschungsprojekt selbstständig abschließen oder einen Vertrag darüber abschließen. Das geht alles nur formal. Und da gibt es auch immer wieder Probleme. Die Frage der Bezahlung oder der Sicherheit oder einer gewissen Sicherheit, die bis jetzt nur temporär befristete Verträge für junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler vorsieht. Vier Jahre und Schluss, dann muss man was anderes tun. Das hat seine Vorteile, aber ist nicht sehr attraktiv im Wettbewerb, wenn man Leute herholt und wenn man längere Projekte bearbeiten muss. Die Bibliotheken haben Sie erwähnt. Fragen der Öffnungszeiten, wann man dort hin kann, ob das im Sommer ist oder am Wochenende oder am Abend. Das gehört für mich zu studienfreundlichen Strukturen genau so dazu.

Beim Finanziellen, Sie haben den Faktor eins zu zehn erwähnt. Es stimmt schon, dass unsere Universitäten unterfinanziert sind. Was wir aber auch wissen, das ist, dass wir einen schlechten Erfassungsgrad der wirklichen Einnahmen haben. Was alles an einer großen Universität in den verschiedensten Bereichen an Einnahmen lukriert wird, wissen die Universitäten in vielen Ländern besser als die Universitäten bei uns. Das ist in dem Gesamtbudget nicht immer drinnen, was hier an ausgelagerten Einrichtungen und Ressourcen der Universität betrieben wird. Da haben wir einen etwas schlampigen Umgang.

Helga Nowotny

Das wird sich mit dem "full cost" Modelländern.

Wilhelm Krull

Spätestens dann müssen die Universitäten wissen, was eigentlich die Forschung kostet; denn sonst werden sie auf der Verliererstraße sein, wenn es um das Einwerben von Mitteln geht. Aber selbst wenn es irgendwo noch ein paar verborgene Quellen gibt, dass die in der Größenordnung wären, dass man diesen Faktor aufholen könnte, ist gar nicht zu erwarten. Aber ich würde gerne auf Ihren Punkt eingehen, zum Verhältnis von Befristeten und Dauerbeschäftigten und Strategien. Da gibt es natürlich in Europa ganz unterschiedliche Modelle. Um mal zwei Extreme zu nennen, das eine ist Frankreich, die ja ganz bewusst sich auch erst wieder vor zwei Jahren entschieden haben, dass sie weiterhin die Dauerbeschäftigung spätestens ab der Promotion unterstellen. Und das als Gegenpol zu denen, die alle mit befristeten Möglichkeiten arbeiten. Das andere Extrem sind die Niederlande. Die Niederlande gehen von einem Ideal aus, von dem ich auch meine, dass es für die Wissenschaft das einzig Adäquate ist, nämlich von mündigen Arbeitnehmern. Also zu unterstellen, wenn die einen Zeitvertrag schließen, dass sie dann schon wissen, was sie tun, und nicht geschützt werden müssen wie in Deutschland, wo man nach fünf oder sechs Jahren eben nicht mehr verlängert werden kann. Wir haben ja inzwischen auch noch eine weitere Reform dort vorgenommen. Ich glaube, es ist ganz entscheidend hier zu gucken, ob das Arbeitsrecht nicht selber zum Hemmschuh wird und sich gegen die Weiterbeschäftigung der Mitarbeiter wendet. Wobei Sie ja hier das umgekehrte Problem, sprich das Pragmatisierungsproblem hatten, was sich ja nun ins Gegenteil verkehrt hat. Also die Balance zu finden, wann muss jemand auch wirklich längerfristig beschäftigt werden können, und dann allerdings nicht in die Falle zu geraten, dass alle Personen auf Dauer behalten werden müssen. Das hat ja auch zu der Erstarrung geführt. Das ist noch eine Aufgabe, die in den meisten europäischen Ländern deshalb nicht gelöst ist, weil man auch nicht den Mut hatte, einen eigenen Wissenschaftstarifvertrag zu machen. Man hat immer die Regeln des öffentlichen Verwaltungsbereichs auch auf den Hochschulbereich übertragen, in den meisten europäischen Ländern jedenfalls, und sich dann gewundert, dass das Ganze nicht passt.

Was das Problem der Weiterverarbeitung des Bologna Prozesses angeht. Ich glaube, dass sich hier manches entspannen wird, wenn mal dieser erste Schritt getan ist. Nur man muss ja eines sehen. Wenn man jetzt gesagt hätte, ihr könnt die alten Studienstrukturen beibehalten oder die neuen wählen, dann hätten 90% der Universitäten gar nichts gemacht. Nur dadurch, dass diese politische Dampfwalze in Gang gekommen ist, hat man dann ja auch in den meisten Hochschulen erst sehr spät mit der Umstellung begonnen und oft auch im Sinne von, das ist ein ungeliebtes Kind, also man macht es wirklich eher schlecht als recht. Die Umwandlungen, die ich kenne, waren zunächst welche, die wirklich nur nach dem Motto, wir müssen das jetzt machen, wir schneiden das irgendwie zurecht und fertig, ohne sich zu fragen, was werden eigentlich diese Absolventinnen und Absolventen mal machen. Jetzt haben wir die Situation, dass immer mehr realisieren, dass es so nicht bleiben kann, sondern dass man sich wirklich für die einzelnen Bereiche genauestens überlegen muss, wohin will ich die Studierenden eigentlich entwickeln. Das kann eben auch nicht mehr sein in der Weise, dass ich, wenn jetzt demnächst fast 40% eines Altersjahrgangs auf die Universitäten und Fachhochschulen gehen, dann sage, alle werden irgendwo doch noch Wissenschaftler werden. Das ist eine hehre Vorstellung, die man immer vor sich her getragen hat, die aber jetzt umso mehr neu definiert werden muss, weil für die meisten neuen Masterstudiengänge ja die Forschungsorientierung als Berufsbild gar nicht mehr am Horizont erscheinen kann, weil ganz klar ist, dass ich für die Studierenden ganz andere Prozesse und ganz andere Aufgabenfelder qualifiziere. Da ist natürlich noch allerhand notwendig.

Zu dem Punkt Stiftungsprofessuren, EADS oder Ähnliches. Es ist ganz wichtig, für alle Fundraisinggeschichten und für Sponsoring und auch für die normalen Förderwege, dass eine Universität hier eine ganz klare Politik hat, die die Interessenskonfliktvermeidung ganz oben anstellt. Um Ihnen ein Beispiel zu geben: In Konstanz gab es eine Firma, die im regionalen Umfeld von Konstanz auf dem Gebiet der Solarenergieforschung und Materialforschung arbeitet. Die wollten unbedingt, dass eine Professur in diesem Bereich, die laut dem Entwicklungsplan der Universität nicht wiederbesetzt werden sollte, neu oder wieder geschaffen wird. Es war ganz klar, dass es natürlich nur akzeptiert werden kann, wenn es eine offene Ausschreibung gibt, wenn es anschließend ein ganz normales Berufungsverfahren gibt mit einem entsprechenden Ergebnis. Als aber dann deutlich wurde, dass der von dieser Firma

favorisierte Kandidat sich nicht durchsetzen würde, haben die dann ihrerseits gedroht, die Finanzierung zurückzuziehen. Und es blieb der Universität gar nichts anderes übrig als zu sagen, dann nicht. Denn das kann nicht sein, dass eine Firma ganz konkret hier auch noch bestimmen will. Da gab es ja früher ein paar Fälle auch in Westdeutschland. Solche Modelle sind einfach nicht akzeptabel. Aber dafür muss ich ganz klare Leitlinien haben. Und die muss letztlich natürlich der Hochschulrat oder der Stiftungsrat beschließen, weil anders der einzelne Dekan immer überfordert sein wird, in so einer Situation klar zu kommen. Aber ich glaube, das ist gut möglich.

Frage

Ich wollte nochmal zurückkommen auf die Debatte Ergänzungsfinanzierung, wo eine ganze Reihe von Fundraising Aktivitäten noch zu verbessern sind. Man denke nur, in Amerika sind bis zu hundert Leute für die Universitäten im Fundraising engagiert. In Deutschland gibt es auch schon einige, wo ein Dutzend beschäftigt sind damit. Ich glaube, da kann man sehr viel machen. Das Stiftungsrecht ist natürlich ein ganz wichtiges Element dabei. Man muss jetzt – und das ist ein Stück gegen die Universitäten selbst gerichtet – die andere Seite auch sehen. Die Universitäten sind in der Regel nicht vorbereitet auf potenzielle Angebote oder auch schon wirkliche Angebote von reichen Leuten, die alt geworden sind und ihr Geld dahin geben wollen, wo es sie hindrängt aufgrund ihrer Lebensgeschichte, es geht bis zu Krankheitsgeschichten. Da gibt es übrigens einen Fall. Es ist schon angesprochen. Das Ministerium hat sich ja vor einiger Zeit bemüht in der Frage. Vielleicht fast anekdotisch. Es ist ein sehr reicher Mann ins Wissenschaftsministerium gekommen und hat Geld angeboten, weder die Summe genannt, aber man wusste, das sind erhebliche Beträge. Und das Ministerium konnte damit nichts anfangen. Ganz gleich geht es den Universitäten. In der Regel haben sie keine Konzeption, wo sie bestimmte Lücken, die sie öffentlich nicht schließen können, und das sind eben meist Forschungsbereiche, wo sie an bestimmte Leute im Laufe von ein, zwei Jahren vielleicht herantreten und ein Verhältnis, auch ein persönliches Verhältnis, schmieden und dann Geld bekommen. Ich würde sagen, die ganze Ergänzungsförderung vom privaten Bereich ist auch eine Planungs- und Strukturentwicklungsfrage der Universitäten. Das müssen wir als Universitäten für sich reklamieren.

Sie haben das schöne Stichwort Peripherie genannt. Da würde ich ganz gerne wissen, ob Sie meinen, dass vielleicht periphere Bereiche von privaten Mitteln wirklich alimentiert werden können. Die Universitäten sind manchmal wie Küken. Wie die Bruthennen sitzen sie auf verschiedenen, vielleicht leistungsfähigen Bereichen, in die sie nicht rein finanziert werden wollen. Das heißt, die Strategie könnte auch sein, dass man bestimmte wichtige ergänzende Bereiche, vorwiegend von der Forschung aufgezogen, möglicherweise komplimentiert mit einem entsprechenden Studiengang ausschnittartig überhaupt anvisiert. Das andere müsste die öffentliche Hand nach wie vor gut oder zumindest hinreichend alimentieren. Das betrifft die klassischen Studiengänge oder Dinge auch im Forschungsbereich, die sich eingespielt haben, die man fortentwickeln kann. Da würde ich gerne wissen, ob Sie meinen, ob eine solche eher auf Partialprobleme, auf Peripherie orientierte Bereiche, dass das der wichtige Anknüpfungspunkt für das Hereinholen von Geld für Forschung ist.

Wilhelm Krull

Jedes Fundraising einer öffentlich finanzierten Universität funktioniert nur, wenn die Stabilität der öffentlichen Zuwendung gewährleistet ist. Das haben wir in Niedersachsen, aber auch in einigen anderen Bundesländern immerhin erreicht, dass klar ist, dass der Staat nicht weiter kürzen kann und gleichzeitig erwartet, dass Privatpersonen Geld geben. Die Stabilität des Kernbudgets ist das A und O im Moment, um überhaupt Vertrauen aufzubauen für zusätzliche Mittel, die akut etwa in Forschung und Lehre gehen, wie auch natürlich, um ein endowment aufzubauen. Ein Stiftungskapital entsteht ja nicht von heute auf morgen, sondern, wie ich vorhin am Beispiel Göttingen gezeigt habe, da kommen jetzt zwei Millionen, dann gibt es schon verschiedene Fonds, die wir über die Zeit gesammelt haben, von etwa 40 Millionen. Also so langsam kommt man in eine Größenordnung, wo man sagen kann, dass jährlich daraus Auszuschüttende reicht schon mal mindestens für vier, fünf Professuren, was ja schon immerhin etwas ist. Aber um es nochmal klar zu sagen, was die Universitäten bisher meistens nicht haben, ist eine ganz klare

Strategie und eine policy mit entsprechenden Leitlinien, die wirklich deutlich macht, wie die Operationalisierung aussehen wird, nämlich dass, wenn jetzt so jemand kommt wie Ihr Beispiel, dass der sofort an der richtigen Stelle abgeholt wird, dass der sofort zum Präsidenten vorgebracht wird und nicht, dass man ihn irgendwo abfertigt und sagt, komm nächste Woche wieder, dann kommt der nämlich nicht zurück. Das ist ganz wesentlich, dass in diesem Sinne auch eine Universität eine Angebotspalette hat. Um Ihnen Erfolgsbeispiele zu erläutern: Die Uni Mannheim hat das Schloss von A bis Z durch Firmen und Privatpersonen renoviert. Das lief dann so, dass nicht nur der Präsident der Universität, sondern auch noch der Minister gekommen ist, der allerdings auch eine starke Verbindung zu Mannheim hat. Dadurch ist auch ein Multimilliardär aus der Gegend bereit gewesen, nicht nur einen Hörsaal wie etwa die Firmen, die meisten Firmen haben sich gesagt, es reicht uns zu erreichen, das ist der Ernst & Young oder das ist der KPMG Hörsaal für die Wirtschaftswissenschaften, dann sind wir da ja vertreten. Der hat gleich eine ganze Suite von Räumen nach dem Motto, 10 Millionen ist auch in Ordnung. Und diese Personenkreise muss man ansprechen. Wenn Sie etwa israelische Universitäten sehen, dann ist es in aller Regel so, dass sie Pläne und neue Ideen vorstellen, also etwa eine neue Kombination von Studiengang mit Forschungsvorhaben. Und die Menschen sind zu gewinnen, wenn es so etwas gibt wie matching grants. Meistens sagt der Geldgeber, ich gebe 30 Millionen, wenn ihr auch 30 Millionen investiert. Das läuft übrigens am MIT genau so. Die Gebäude, die neu errichtet worden sind, sind in aller Regel so entstanden. 30 Millionen gibt jemand und erwartet, dass die weiteren 30 Millionen kommen. Dann haben sie allerdings Frank Gehry gebeten, das Gebäude zu entwerfen. Dann hat es 300 Millionen gekostet. Und es trägt trotzdem den Namen des Geldgebers. Ich will nur sagen, das sind durchaus interessante Modelle.

Frage

Ich stimme mit dem meisten überein. Nicht ganz stimme ich mit Ihrer Geschichte überein, weil ich hätte schön während meiner Zeit im Ministerium und auch jetzt an der Universität gewusst, wie ich das Geld einnehme. Wo ich meine Zweifel habe ist, dass man das Stiftungsrecht nächstes Jahr ändern wird. Das ist in Österreich entstanden als Standortpolitik im Sinne von Steuerpolitik und nicht als Standortpolitik der Wissenschaftsförderung. Und Steuern nachlassen oder erleichtern, das kann man leichter, und das Zurücknehmen dauert Jahre, wenn nicht Jahrzehnte. Was den Bologna Prozess betrifft, glaube ich auch, dass es faktisch alle europäischen Staaten, nicht nur Österreich, so verfahren, dass sie ihn traditionell interpretieren, also so interpretieren, wie es ihrer Tradition entspricht und so vorgehen. In manchen Staaten funktioniert das allerdings besser, aber nur dann, wenn bestimmte Rahmenbedingungen auch mit reguliert werden. Und das ist bei uns nicht geschehen, das ist im Argentinien. Ich bin heute draufgekommen, dass bei uns Studenten mehrfach eingeschrieben sind. Also wenn eine Sache rar ist, muss man es bewirtschaften. Es ist besser, wenn jeder Student einen Studienplatz seiner Wahl bei einer Universität hat als vier. Und dann taucht er vielleicht eh nicht auf oder kommt manchmal. Also solche Probleme gibt es. Die sind strukturelle Probleme. Das andere ist, wir haben auch den Druck, mit dem Rücken an die Wand stehend haben wir Angst. Wenn ich mit dem Rücken an der Wand stehe, weil wenig Studenten da sind, dann werde ich auch kreativ. Es ist schwieriger, wenn ich für 900 Anfänger 5 Professoren, 10 im Mittelbau, 10 normale und andere 10 über ??? finanziert. Da kann man nicht sehr viel kreativ werden. Da kann man niemanden ermutigen, in das Fach zu gehen. In Bezug auf die Rahmenbedingungen lässt auch unser neues Gesetz, das eh nicht mehr so neu ist, etwas zu wünschen übrig.

Wilhelm Krull

Das, was Sie gesagt haben, versteht sich gewissermaßen von selbst. Bei 900 Studienanfängern in Relation zu dem wissenschaftlichen Personal ist es einfach aus meiner Sicht nicht verantwortlich, so damit umzugehen. Das ist auch eine Verschwendung von Lebenszeit, wenn man in dieser Weise gar nicht die enge Betreuung gewährleisten kann, die für einen Studienerfolg notwendig ist. Ich kenne jetzt das österreichische Zulassungsrecht nicht. In Deutschland ist es ja so, dass die Universitäten das gerne für die Studienanfänger auch machen würden, sogar bereit wären, eine Auswahl vorzunehmen, dass aber genau das ihnen untersagt ist. Deshalb habe ich vorhin auch gesagt, im Moment sehe ich nur eine Reformmöglichkeit über die Graduate Schools. Dort werden überall auch von den Ministerien kleinere Zahlen akzeptiert. Dort gibt es auch die Bereitschaft der Hochschullehrer, an Auswahlverfahren

teilzunehmen, was ja zusätzliche Arbeit bedeutet, und dennoch gerne wahrgenommen wird. Aber für den Anfang will auch die Politik auch in Deutschland da nicht ran zu sagen, wir müssten eigentlich entweder die Hochschulen wirklich weiter ausbauen, damit die Studierenden aufgenommen werden können, oder wir müssen die Zahl der Anfänger begrenzen. Bei den jetzt zusätzlich reinkommenden Abiturienten - in Deutschland kommt ja noch hinzu der doppelte Abiturientenjahrgang 2011/2012 - da ist die Politik nicht bereit, das heiße Eisen anzufassen.

Frage

Ich will das nur bereinigt haben. Wir haben 220.000 Studierende. Wenn ich das bereinige um die Mehrfachinskribierungen, dann habe ich vielleicht eine Möglichkeit, die gerecht ist.

Frage

Arnold Schmidt. Zu diesen lehr- und forschungsfreundlichen Strukturen in Zusammenhang mit den Graduate Schools. Es ist jedenfalls an den österreichischen Universitäten in den naturwissenschaftlichen Bereichen völlig klar, dass sich das bessere Segment solche Graduate Schools wünscht. Das Modell ist dann sicherlich das der amerikanischen Graduate Schools. Diese Entwicklung läuft in den Naturwissenschaften. Ich bin mir nicht so sicher, ob das in den Geisteswissenschaften auch so ohne weiteres geht. Wenn man sagt, es soll eine forschungs- und lehrfreundliche Struktur haben, dann gibt es mehrere Voraussetzungen dafür. Eine halte ich für eine absolute Grundvoraussetzung. Das ist, dass die Studenten in so einer Graduate School tatsächlich ihren Lebensinhalt haben, dass sie dort forschen und belehrt werden und dann zum Teil in kleinem Ausmaß auch lehren. Die Leute müssen dort in einer Form, sei es ein Stipendium, sei es etwas anderes, ihr Lebensunterhalt muss finanziert sein. In Österreich gibt es das seit Jahr und Tag über den FWF. Da gibt es Doktorandenstellen. Die sind aus dem öffentlichen Dienstrecht völlig draußen. Die sind privat angestellt, und die sind sozialversichert und alles, was dazu gehört. Das ist eine ganz ideale Sache. Aber nur wenn es das gibt, werden diese Graduate Schools überhaupt funktionieren. Diese Vorstellung, dass die Leute so nebenbei und nach einem vollen Arbeitstag und dann nachher in ihrer Freizeit ein bisschen forschen und dass das ein Doktorat wird von irgendeiner Substanz, das ist eine völlige Absurdität. Meine Forderung bei forschungs- und lehrfreundlich wäre, dass eine Grundvoraussetzung, dass die Arbeit dieser jungen Leute Ernst genommen wird und dass das ein Fulltimejob ist und dass sie dafür auch entsprechend bezahlt werden. Diese Leute sind dann dort als Graduate Studenten angestellt, was immer der rechtliche Status ist. Diese Anstellung hört natürlich auf, wenn sie ihr Doktorat erledigt haben. Und es gibt keine Automatik, dass sie nachher einen weiteren angemessenen Posten dort haben. Sondern wenn sie einen haben, dann ist das ein anderer Posten. Weil Sie Frankreich erwähnt haben, wo das ein ziemlich katastrophaler Zustand ist. Bei uns schwingt das ja noch immer im Hintergrund mit, dass jemand, der brav studiert hat, in Wirklichkeit auch ein Anrecht hat, weiter an der Universität zu sein. Aber es ist Gott sei Dank am Aussterben.

Wilhelm Krull

Sie haben gleich mehrere Probleme angesprochen. Es ist in der Tat richtig, qualifikationsstufenbezogen solche Befristungsmodelle zu fahren. Dann kann man immer einen klaren Schnitt machen und wieder von vorne anfangen. Bei Projekten wäre es genau so, dass man projektbezogen eingestellt wird. Wenn das Projekt endet, läuft der Vertrag aus. In den Niederlanden können Sie jederzeit, auch mit vierzig, noch mit jemandem, wenn Sie ein Projekt haben, wiederum eine projektbezogene Finanzierung seiner oder ihrer Stelle durchführen. Ob das nun erstrebenswert ist? Da ist ja auch viel von Projektkarrieren die Rede. Aber über längere Zeit flexibel zu agieren, wenn die Leistung stimmt, ist aus meiner Sicht genau die Lösung, die man in der Wissenschaft braucht.

Bei den Graduate Schools muss man natürlich neben der Auswahl der Studierenden auch ansprechen, dass da eine andere Herausforderung für die Hochschulen drin steckt, nämlich die Auswahl der Professoren. Wer darf in einer Graduate School unterrichten, Doktoranden betreuen usw.? Wann immer ich die Frage gestellt habe, wurde erstmal große Irritation ausgelöst. Aber das ist am Ende ganz entscheidend. Wenn ich sage, jeder, weil er Professor ist, ist automatisch qualifiziert, dort mitzuwirken,

dann habe ich schon ein Riesenproblem. Um die Qualität entsprechend zu sichern, das ist ein ganz wesentlicher Aspekt, der häufig vernachlässigt wird. Sie haben Recht. Wenn die Doktoranden dort nicht mit voller Energie tätig sein können, also wirklich auch sozial entsprechend abgesichert, sei es nun über Stipendienmodelle oder entsprechende Arbeitsverträge, dann wird aus der Forschung auch nicht viel. Ich stelle übrigens inzwischen fest, dass von den forschungsinteressierten Studierenden etwa auch der klinischen Medizin in Österreich relativ viele in die neuen MD PhD Programme etwa in Würzburg, Hannover usw. sich zumindest bewerben und wohl auch dort reingehen. Die haben dann hier diesen diplomähnlichen Doktorgrad schon erworben, machen jetzt aber noch einen forschungsbezogenen Doktorgrad obendrein, was natürlich auch beredtes Zeugnis dafür ist, dass offenbar das Vorherige von ihnen selbst nicht als wirklich genuine Forschungsleistung angesehen wird. Wie im Übrigen auch in Deutschland. Als ich seinerzeit nach Oxford kam, wurde ich von jemandem aus der Medizin gefragt, „Are you a real doctor, or are you a medical doctor?“

Frage

Der Wissenschaftsfonds hat ein Programm, wo es um Einrichtung von PhD codes geht. Wir evaluieren die Fakultät. Und die suchen sich dann ihre Studierenden aus. Und damit ist auch der freie Hochschulzugang, den es ja bei uns auch im Doktoratsstudium gibt, umgangen, weil diese Leute, es darf zwar jeder ein Doktoratsstudium machen, aber natürlich den Zugriff auf Fördermittel und auf die Anstellung, die der Wissenschaftsfonds bietet, hat nur jemand, der entsprechend evaluiert wurde. Aber da sind wir uns ja vollkommen einig. Ich möchte auf etwas zurückkommen, was Sie und Arnold Schmidt in Unkenntnis angesprochen haben, nämlich den Tarifvertrag. Es gibt in Österreich tatsächlich jetzt einen Tarifvertrag. Bei uns heißt das Kollektivvertrag für Universitäten, den der Dachverband der Universitäten mit der Gewerkschaft öffentlicher Dienst einmal ausgehandelt hat. Dieser Kollektivvertrag enthält gefährliche Drohungen, z.B. die Möglichkeit, dass die Universität einen jungen Menschen, der ein Diplom hat, anstellt zur Dissertation und ihm bereits am ersten Tag eine so genannte Qualifikationsvereinbarung anbietet, die darauf hinauslaufen kann, dass eine Lebensstellung daraus wird. Das ist natürlich in mehrfacher Hinsicht eine Ungeheuerlichkeit. U.a. ist es eine Ungeheuerlichkeit für Institutionen wie den Wissenschaftsfonds, der auch solche Programme hat, Leute nach Amerika schickt, sie dort qualifizieren lässt um viel öffentliches Geld. Und die wollen dann vielleicht zurück. Und es heißt, im Universitätssystem sind leider diese treuen Diener drinnen, die ja bereits seit vielen Jahren sich emsig qualifiziert haben. Diese Stellen sind leider blockiert. Das braucht man nicht näher zu begründen. Es gibt da eine Mehrklassengesellschaft. Obwohl die Universität die Möglichkeit hat, es zu tun, sie muss es nicht. Das hängt vom Verhalten der Rektorate ab. Aber wir alle sind uns darüber im Klaren, alles was man tun kann an Hässlichkeit, wird irgendwann einmal jemand tun. Und wenn es einer getan hat, dann gibt es auch kein Argument, warum man es beim zweiten nicht auch tun soll. Und da entsteht ein Automatismus. Das wahrscheinlich größte Problem des universitären Systems in Österreich ist die Personalpolitik seit dem Zweiten Weltkrieg, wo man hin und her geschwankt ist zwischen einem jeder muss bleiben, der einmal da ist, und einem niemand darf bleiben, weil wir haben so schlechte Erfahrungen damit gemacht. Im Hintergrund steht die Unfähigkeit des Systems, eine faire, aber harte Qualifikation zu machen und auch sich von Leuten zu trennen, die die Leistung nicht gebracht haben. Das hat unendlich viele Implikationen. Aber das ist eines der ganz zentralen Probleme. Das ist viel wichtiger als die finanzielle Ausstattung der Universitäten.

Zwischenruf

??? Kollektivvertrag ???

Frage

Der Kollektivvertrag liegt am Tisch. Er ist noch nicht abgeschlossen. Die Universitäten haben sich bereit erklärt zu unterschreiben, wenn sie die Zusatzkosten, die aus einem ganz anderen Grund entstehen, finanziert bekommen.

Frage

Arnold Schmidt. Aber was willst du? Ein neues Gesetz machen? Und dann nachher verhandeln die beiden alten Partner. Es verhandelt die GÖD. Es war vorauszusehen, dass dieses Ergebnis rauskommt.

Frage

Max Kothbauer. Darf ich nur eine kurze Information dazu geben? Das ist sehr skurril gelaufen. Anders als in dem Bereich, aus dem ich komme, wurde das abgegeben an jemanden. Und die Universitäten haben lange zugeschaut mit genau der Haltung, wie Sie gesagt haben. Na, wenn es gezahlt wird, machen wir es. Nur du kannst in dem Rahmen schon viel machen, weil die Laufbahnstellen sind natürlich nicht alle sondern nur die, die die Universität alloziert dafür. Und damit habe ich ja schon ein sehr enges Spektrum. Bei uns haben die, die sogar das verhandelt haben im Rat dann von der Betriebsratsseite her, haben gesagt im Universitätsrat, natürlich sind das nicht alle Stellen, das können nur wenige sein.

Zwischenruf

Jede ist eine zu viel. Aus wissenschaftspolitischer Sicht ist jede Laufbahnstelle eine zu viel. Je früher sie besetzt ist, desto schlechter ist es. Immerhin ist es ein Budget von 3,5 Millionen Euro, wenn ich einen Diplomanden auf Lebenszeit einstelle.

Frage

Max Kothbauer. Ich glaube, wir müssen hier etwas anderes sagen. Bei uns ist es doch so, dass wir uns wahnsinnig schwer tun zu jemandem zu sagen, „Sie sind nicht besonders gut“. Wir haben den Mut in Wirklichkeit nicht. Wir müssen jetzt ganz klar sagen, „Du kannst Sprünge in der Laufbahnstelle nur machen, wenn du außerordentlich gut bist.“

Helga Nowotny

Das ist ein Thema, wo uns Herr Krull nicht helfen kann. Der Pessimismus, der eben geäußert wurde, teile ich auch. Ich glaube, dass die Personalpolitik – das beginnt bei der Rekrutierung der Professoren – sich in der nicht vorhandenen Möglichkeiten fortsetzt. Erst jetzt sind wir dabei über die Hintertür durch den Bologna Prozess etwas ganz Wichtiges einzuführen, dass wir zumindest auf der Graduiertenstufe eine Auswahl unter den Studierenden treffen können. Dass das letzten Endes der bestimmende Faktor für die Qualität einer Universität und ihrer Forschung ist, muss man auch sagen.

Wilhelm Krull

Aber es ist ganz klar eine Frage der cheques and balances. Nur dann, wenn ich wirklich auch immer wieder externe Beteiligte habe, komme ich aus dem Problem raus. Wenn ich natürlich das Old Boys Network – und meistens sind es ja die Männer untereinander, die das aushandeln – am Laufen habe, kommt genau das raus, was Sie gerade gesagt haben. In Deutschland haben wir ja die gleiche Debatte Ende der 1990er Jahre gehabt: Es wird alles sowieso nur über die entsprechenden Netzwerke verteilt usw. Ich glaube, dass wir es zumindest in einigen Bundesländern geschafft haben, dass das aufgebrochen worden ist. Und zwar dadurch, dass durch externe Bewertungen transparent gemacht wird, wer wirklich so gut ist, wie er sich selber einschätzt. Die Differenz von Fremdwahrnehmung und Eigenwahrnehmung ist bisweilen sehr beträchtlich gewesen. Dann gab es auch die entsprechenden beleidigten Äußerungen. Aber ich glaube, das ist der einzige Weg. Im übrigen agieren wir genau so. Bei den Stiftungsprofessuren z.B. gibt es am Ende des vierten Jahres eine Evaluation, wo natürlich drei Professoren aus der Hochschule, aber auch drei von uns benannte Externe mit vor Ort gehen, begleitet von Mitarbeitern der Stiftung. Und dann wird bewertet, was tatsächlich jemand mit seiner Forschungsgruppe geleistet hat. Und dann wird entschieden, ob er oder sie den Tenure Track beschreiten kann oder nicht. Wenn das aber intern laufen müsste, gebe ich Ihnen vollkommen Recht, ginge es schief. Und das haben wir ja in der Vergangenheit immer wieder gesehen, denn dann ist der soziale Druck auf die Kollegen so groß, dass die Kollegen alleine das gar nicht aushalten können. Deshalb muss man sagen, wenn das nicht mit entsprechend strengen Qualitätskontrollen verknüpft wird, dann wird die Petrifizierung der Universitäten leider doch - insofern eine pessimistische Note – am Ende die Folge sein. Aber ich würde noch nicht

sagen, das sei jetzt schon verloren. Man sollte vielleicht nochmal überlegen, ob man nicht solche Wege der checks and balances zwischen interner und externer Bewertung beschreiten kann.

Helga Nowotny

Damit schneiden wir ein neues Thema an, das wir aber heute nicht diskutieren, nämlich die Evaluierung. Ein Thema, das besonders den Fonds sehr beschäftigt, aber uns alle beschäftigen sollte. Ich möchte unsere sehr anregende Runde hier mit einem großen Dank an Wilhelm Krull und an Sie alle schließen. Es war eine sehr breite Palette, unglaublich informativ und analytisch scharf. Ganz herzlichen Dank.